

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.

fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 127.

Dienstag, den 4. Juni 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Antimilitarismus.

II.

Die Tatsache, daß der Antimilitarismus nicht ein von außen künstlich eingebrachtes Gift für die innere Heeresorganisation ist, sondern ein von ihr selbst erzeugtes Zerfallsprodukt, bewirkt notwendig, daß je nach dem verschiedenen Gebrauch des Militärs in verschiedenen Ländern die antimilitaristische Taktik verschieden sein muß. Wo die Soldaten regelmäßig gegen streikende Arbeiter geführt werden, wie in Frankreich und Belgien, da ist eine intensive Propaganda der Arbeiter, um die Soldaten zum Ungehorsam zu bringen, eine unvermeidliche, eine notwendige Schutzwehr; wo dies nicht geschieht, wie hier in Deutschland, da würde eine solche Propaganda keinen Sinn und kein Ziel haben. Dadurch erklärt sich die verschiedene Haltung der französischen und der deutschen Arbeiterklasse in dieser Frage. Wenn in Frankreich oder Belgien den Soldaten nicht nur theoretisch vorgehalten, sondern auch praktisch zugemutet wird, auf Vater und Mutter zu schießen, wenn diese streiken, dann ist es selbstverständlich, daß Vater und Mutter schon zuvor ihren Kindern andre Lehren in die Kaserne mitgeben. Dann gehört es zu den notwendigen Kampfmethoden der Arbeiterklasse, daß sie durch Flugblätter, Rekrutenzeitungen, Versammlungen u. a. den jungen Leuten klarmachen, was das Wesen des Militarismus ist, und daß es noch höhere Pflichten gibt, als seinen Geboten zu gehorchen. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß in Frankreich besonders die antipolitischen Gewerkschaften diese antimilitaristische Propaganda energisch betreiben.

Aus dieser Sachlage heraus ist auch die Hervorhebung der Agitation verständlich. Wenn es sich praktisch zeigt, daß die Soldaten dazu gebracht werden können, die Befehle ihrer Vorgesetzten zu mißachten und die militärische Disziplin zu verletzen, dann kann es nicht aussichtslos erscheinen, sie auch im Kriegsfall dazu zu bringen. Um so mehr, da es sich hier nicht um ein paar Arbeiter, ein paar Familien handelt, sondern um Tausende und Hunderttausende von Menschen, deren Lebensglück und Gesundheit im Kriege vernichtet wird. Muß die Aussicht, durch ihren Ungehorsam diese schlimmste Geißel der Menschheit aufzuheben, nicht noch viel kräftiger und begeisternder auf die jungen Soldaten wirken, als die Überlegung, daß sie eine kleine Arbeitergruppe an der Erringung besserer Lebensverhältnisse hindern? Dennoch hat diese Betrachtungsweise ein bedenkliches Loch. Sie übersieht die große Verschiedenheit in der Anwendung der Armee gegen den äußeren und den inneren Feind. Solange der Kapitalismus herrscht, wird der Interessengegensatz der Kapitalistenklassen verschiedener Länder in der Gestalt eines allgemeinen, nationalen Interessengegensatzes erscheinen, und solange wird die Masse der Proletarier entweder durch den nationalen Schlachtruf mitgeschleppt, oder sie wird durch die kunstvoll ausgedachte Zwangsorganisation des heutigen Militarismus einfach in Reich und Glied gestellt, und sie muß marschieren, ohne daß ihr ein aussichtsvolles Widerstandsmittel zu Gebote steht. Dies gilt nicht, wo der unmittelbare Interessengegensatz von Kapitalist und Proletarier ins Spiel kommt; da fühlt jeder Proletarier fast instinktiv, was sich hinter der drohenden Phrase der gefährdeten öffentlichen Ordnung versteckt. Dieselben Soldaten, die bei einem Streik öffentlich rebellieren, werden im Kriegsfall keinen Moment daran denken, den Dienst zu verweigern. Während dort das elementarste proletarische Empfinden ausreicht, ist hier eine weit größere politische und soziale Einsicht nötig, während auf der andern Seite die Macht der nationalen Phrase und die rückwärtslose Härte des militärischen Organismus jeden Widerstand unmöglich macht. Die utopische Idee der allgemeinen Dienstverweigerung im Kriegsfall wurde seit langen Jahren von den Anarchisten propagiert und beruht auf der bei ihnen üblichen Verkennung der inneren Notwendigkeit und daraus hervorgehenden inneren Kraft der verschiedenen kapitalistischen Institutionen.

Ist also die Idee eines Soldatenstreiks im Kriegsfall aus den französischen Verhältnissen sehr erklärlich, so mußte sie dennoch als utopisch zurückgewiesen werden, wie denn auch die meisten unserer französischen Genossen sich Herce gegenüber ablehnend verhalten. Wo die Soldaten nicht in wirtschaftlichen Kämpfen den Arbeitern gegenüber treten, fehlt der unmittelbare Anlaß zu einer solchen antimilitarischen Agitation, wie sie in Belgien und Frankreich betrieben wird. Wo sie praktisch nicht in die Lage kamen, schießen zu müssen, würde eine Aufregung, nicht zu schießen, ein Schlag ins Wasser sein und ohne den geringsten Eindruck bleiben. Sogar die Möglichkeit, daß sie später wirklich in diese Lage kommen werden, ändert daran nichts; erst wenn sie praktisch darin gewesen sind und diesen furchtbaren Konflikt der Pflichten

durchgemacht haben, wird ihr innerer Gemütszustand sie für solche Worte empfindlich machen. Eine antimilitaristische Agitation kann nicht Unmögliches leisten; sie kann nur wirken, wo bestimmte Vorbedingungen schon vorhanden sind.

Muß eine Arbeiterklasse dann tatenlos zulassen, daß die herrschende Klasse die Armee als furchtbares Machtmittel gegen das Proletariat in den Händen behält? Die Antwort wird gegeben durch diese andre Frage, ob bei einer Armee, die aus erwachsenen Männern und zum größten Teil aus aufgekärten Sozialdemokraten besteht, noch eine spezielle antimilitaristische Propaganda nötig wäre? Es ist das Verhängnis der jetzt herrschenden Klasse, daß sie nicht über ein Söldnerheer verfügt, sondern daß ihre Armee aus den Mitgliedern der Volksmasse selbst besteht. Da kann das Volk ruhig abwarten, auf welche Seite sich diese Armee schließlich stellen wird. Nun aber besteht die Armee aus jungen Leuten, und dieser Umstand bewirkt, daß die Arbeiterklasse auf diesem Gebiete nicht ganz tatenlos sein kann.

Aberall ist die antimilitaristische Propaganda am engsten mit der Jugendorganisation verbunden. Die jungen Männer treten in die Armee ein, bevor sie ausreichend politische und wirtschaftliche Erfahrungen erworben konnten; deshalb ist es nötig, dem durch spezielle Jugendbildung nachzuhelfen und sie schon im voraus gegen verkehrte Einwirkungen der Kaserne zu feien. Die Jugend ist zur Begeisterung für Großes und Schönes veranlagt; dadurch würde sie nur zu leicht den bürgerlichen Phrasen um „Vaterland“ und „Patriotismus“ zum Opfer fallen, wenn sie nicht zuvor einigermaßen über die Wirklichkeit der heutigen Gesellschaft aufgeklärt würde, und wenn sie nicht die weit erhabeneren Ideale des Sozialismus kennen gelernt haben. Wenn man durch Jugendorganisationen gründliche Aufklärung in die jungen Leute bringt, Aufklärung über den Kapitalismus und den Sozialismus, wenn man sie dort zu guten, begeisterten Sozialdemokraten macht, so tut man alles, was man — neben dem Eintreten für die Interessen der Soldaten im Parlament — jetzt tun kann. Es würde nicht genügen, wenn sie wiederholt in den wirtschaftlichen Kämpfen gegen ihre Klassengenossen aufzutreten gezwungen wären. Wo dies aber nicht stattfindet, wären Aufrufe gegen die militärische Disziplin eine zwecklose Kraftvergeubung. Das einzige Ziel unserer „antimilitaristischen“ Propaganda besteht darin, daß in den Herzen der jungen Proletarier und Proletarierkinder in Uniform daselbe große Ideal lebt, wie in den Herzen der erwachsenen Arbeiter und dieselbe Einsicht in das Wesen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und der darin herrschenden Klassenherrschaft. Wenn sie sich mit ihrer ganzen Klasse nur vollkommen eins fühlen, ist das Ziel der Jugendagitation erreicht.

Es ist vom Standpunkte der herrschenden Klasse nicht so übel gedacht, wenn sie das Militär möglichst von den wirtschaftlichen Kämpfen fernhält; dadurch erreicht sie, was sonst durch keine noch so scharfe Strafbestimmung zu erreichen wäre, daß die Disziplin in der Armee unerschüttert bleibt. Wenn sie jedoch glaubt, dadurch für alle Zukunft eine zuverlässige Truppe zu haben, irrt sie sich. Es ist die dialektische, d. h. die widerspruchsvolle Entwicklung der Weltgeschichte, die bewirkt, daß alles, was eine untergehende Klasse zu ihrer Rettung versucht, zu dem Gegenteil, zu einem Mittel zu ihrem Untergange wird. Die Bourgeoisie hat mit kräftiger Hand gegen alle Aufstandsversuche die Gefeslichkeit hergestellt — aber die Gefeslichkeit wendet sich gegen sie. Sie wird, an der Gefeslichkeit verzweifeln, Gewalt anwenden; aber dann wird die Gewaltmittel dahin sind, wird sie als letzte Zuversicht noch die Armee, wird sie Flinte und Säbel haben. Aber nur so lange — o gräßliche Ironie des Schicksals! — als sie sie nicht für ihre Zwecke anwendet. Glänzend und fest mag dieses Schwert, die Heeresdisziplin, aussehend und bleiben, solange es sorgsam dem Kampf mit dem härteren Stahl des proletarischen Schwertes, mit der proletarischen Klassen Disziplin, ausweicht. Solange mag die herrschende Klasse mit Stolz und Zutrauen sich ihres Schwertes rühmen, wie in der deutschen Helmsage Dietrich von Bern sich seines Schwertes rühmte, bevor seine Waffe an der besseren Waffe Wittichs zerschellte. Kommt einmal die Zeit, wo es gebraucht will sein, kommt die Zeit, wo die herrschende Klasse die Armee der Proletarierklasse gegenüberstellen muß, dann wird durch diesen Gebrauch selbst ihre innere Kraft, die militärische Disziplin, zertrümmert werden. Sie mag zuerst Siege erringen, zuerst scheinbar ihre Herrschaft über die Proletariermassen befestigen, aber nur mit Aufopferung ihres letzten Machtmittels. Eine Revolution ist kein einzelner Akt, kein Umschwung mit einem Schlage, sondern ein Prozeß, wo die Machtmittel der herrschenden Klasse allmählich aufgegeben und vernichtet werden. Im Kampfe mit dem Volke zerfließt dieses kräftigste und letzte Machtmittel den herrschenden Klassen unter den Händen; jeder

ihrer zeitweiligen Siege wird ein Pyrrhusieg sein und die Bürgerschaft ihrer schließlichen endgültigen Niederlage.

Höfliche Intrigen.

Wie alljährlich in parlamentsloser Zeit hat auch jetzt wieder die „anständige“ Presse einige politische Karitäten entdeckt, mit deren Betrachtung sie ihre Leser unterhält. Der eine dieser rechtzeitig eingetretenen „Vorfälle“ ist der Besuch der englischen Journalisten und die bei dieser Gelegenheit von Gastgebern und Gästen gehaltenen verdaunungsförderlichen Tafelreden; der zweite besteht in dem Rücktritt des Grafen Kuno v. Moltke von seinem Posten als Kommandant von Berlin; einem welterschütternden Ereignis, dessen Ursachen auf allerlei Intrigen der Eulenburgischen „Tafelrunde“ zurückgeführt werden. Der nicht nur durch seine eigenartige politische Geschicklichkeit, sondern noch mehr durch seine politische Begabung bekannte ehemalige Wiener Botschafter Fürst Philipp Eulenburg und der ihn umgebende Kreis gleichgestimmter schöner Seelen, zu denen auch der Graf Kuno v. Moltke gehören soll, haben, wie gemeldet wird, dem Kaiser zu beeinflussen und für allerlei seltsame, zum Wohl des deutschen Vaterlandes ersonnene Projekte zu gewinnen versucht. So habe man z. B. daran gearbeitet, den jetzigen Reichskanzler zu Fall zu bringen und an seine Stelle einen anderen zu setzen, der sich vornehmlich auf die innere Politik beschränken und sich speziell dem Kampf gegen die Sozialdemokratie widmen sollte, während die auswärtige Politik dem Kaiser als Spezialressort verbleiben sollte, — unter dem sachkundigen Beistand der Herren Tschirsky und des Fürsten Philipp. Durch irgend einen Zufall aber sei dem Kaiser der Plan verraten worden und die Folge sei nicht die Entlassung des Fürsten Bülow, sondern der völlige Abbruch der alten Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Eulenburg sowie der Rücktritt des Grafen v. Moltke gewesen.

Die bürgerlichen Blätter betrachten in erkünstelter Einfalt diesen sogenannten Beeinflussungsversuch als eine in der preussischen Geschichte höchst seltene Erscheinung. Eine lächerliche Fiktion! Politische Intrigen dieser Art sind eine unvermeidliche Konsequenz jedes persönlichen Regiments. Wo der Eigenwille eines einzelnen entscheidet, wo sich also die Aussicht bietet, durch Beeinflussung dieses Willens sich Vorteile irgend welcher Art zu verschaffen, da wird stets die höflichste politische Intrige ihre Stätte finden. Se unabhängig der Monarch in seinen Entschlüssen vom Parlament und von der öffentlichen Meinung ist, desto mehr bemühen sich die machtthürsternen Hof- und Beamteneliquen, ihn zu beeinflussen. Dies lehrt die Geschichte aller Despoten — vielleicht am besten die des Zarenreiches. Auch Preußens Hof- und Regierungsgeschichte liefert dafür genügende Beweise. Erinnerung sei hier nur an die Namen Wartenberg und Böllner. Selbst die neueste Zeit bietet manche Beispiele. Gerade jetzt veröffentlicht die „Deutsche Revue“ Auszüge aus dem Briefwechsel Rudolf v. Bennigsens, der die Tatsache bestätigt, daß die Berufung Bennigsens in das preussische Ministerium zu Anfang des Jahres 1878 nicht nur an der politischen Meinungsverschiedenheiten scheiterte, die zwischen Bismarck und Bennigsen bestanden, sondern in erster Reihe an dem Widerspruch Wilhelms I., der inzwischen von einer Hofelite in ihrem Sinne bearbeitet worden war. Nachdem am 17. Dezbr. 1877 Bismarck Herrn von Bennigsen zur Besprechung nach Barzin eingeladen hatte, schrieb am 2. Januar 1878 Graf Herbert Bismarck an Herrn von Bennigsen folgenden Brief:

Barzin, 2. Januar 1878.

Geehrter Herr Präsident!

Mein Vater ist leider kränker geworden, als er bei Ihrer Abreise war, und außerdem in Folge der Notwendigkeit Schlaf durch Opium zu gewinnen, sehr angegriffen. Außer Stande es selbst zu tun, beauftragte er mich, Ihnen Nachstehendes mitzutellen.

Geschäftliche Besprechungen zwischen dem Vorstehenden des Landtages und einem Minister wären in allen Ländern, wo es Landtage gibt, gewiß etwas sehr natürliches. Das Sensationsbedürfnis unserer Parteipresse fände aber darin, daß gerade Sie und mein Vater über Fragen, welche demnächst parlamentarisch zu verhandeln wären, einen vorbereiteten Gedankenaustausch gehabt hätten, die Unterlage zu den übertriebenen Sensationsartikeln. Das wäre an sich nach unseren Verhältnissen noch nicht auffällig und ohne praktische Bedeutung; letztere gewinnen solche Artikel dadurch, daß persönliche und politische Gegner sich ein Geschäft daraus machen, sie zusammenzustellen und auf Grund des Gesamtbildes Seiner Majestät ihre Überzeugung auszusprechen, daß doch etwas Wahres an jenen Gerüchten sein müßte, als hätten Sie mit meinem Vater hier die Ministerposten nun verteilt — sie möchten darauf sein oder nicht — und als hätte mein Vater sich vorläufig mit Ihnen persönlich wegen Übernahme des Ministeriums des Innern geeinigt, ohne dem

Kaiser auch nur eine Andeutung darüber zugehen zu lassen. Diese tendenziösen Unwahrheiten haben inzwischen objektiv schon in mehreren Blättern Widerspruch gefunden, aber scheinbar ohne daß die berichtenden Organe sich über die Tendenz jener Erfindungen klar waren. Gerade in der tendenziösen Berechnung auf die Empfindlichkeit, mit welcher jede Mißachtung der Rechte der Krone Seine Majestät den Kaiser bekanntlich beehrt, sind diese Klagen erfunden, zusammengestellt und bemittelt; man hofft damit teils meinen Vater dem Kaiser als rückwärtslos darzustellen, teils bei Seiner Majestät Mißtrauen gegen die nationalliberale Partei und deren Führer zu erwecken. Nachdem meinem Vater über dieses Schreiben authentische Mitteilungen zugegangen sind, hält er es für notwendig, Sie, geehrter Herr Präsident, davon zu benachrichtigen, und namentlich hinzuzufügen, daß nach den vorliegenden zweifellosen Tatsachen insbesondere der Minister Graf Eulenburg in geschickt berechneter Weise persönlich dazu mitgewirkt hat, bei Seiner Majestät die Sorge und Bestimmung zu wecken, welcher der Kaiser meinem Vater gegenüber Ausdruck gegeben hat. Die Tatsache, daß Graf Eulenburg auf der anderen Seite bei manchem Liberalen und Radikalen Zugang und günstige Beurteilung durch die ihm zugeschriebene Stellung zur Frage der inneren Reform gewonnen hat, läßt meinem Vater die obige Mitteilung als nützlich erscheinen, damit auch in diesen Kreisen zur Vorsicht und kritischen Annäherungsversuchen gegenüber in diskreter Weise ermahnt werden könne. In der Presse wird man Vorstehendes einstweilen gar nicht oder doch nur so weit berühren können, als die Person des Kaisers außer Spiel bleibt, denn mein Vater hat für den ganzen Hergang einen durchaus klassischen, aber doch nur den einen Zeugen, nämlich Seine Majestät den Kaiser selbst und dessen Schreiben, und es kommt ihm für jetzt nur darauf an, diejenigen zu warnen, welchen Zumutungen oder Mitteilungen gemacht werden sollten, die etwa direkt aus Eulenburgischer Quelle stammen.

Indem ich meines Vaters und meine Glückwünsche zum neuen Jahre freundlich aufzunehmen bitte, bin ich mit der vorzüglichsten Hochachtung

Guerer Hochwohlgeboren
gehorsamer Diener
Graf Herbert Bismarck.

Auf den Entwicklungsgang der Völker haben diese hinter den Russen geklommene Regierungsintrigen nur geringen Einfluß; das Geschick der Völker wird von anderen Faktoren bestimmt. Aber zu der Art und Weise, wie in Preußen regiert wird, liefert der Brief eine neue Illustration. Er bestätigt die alte Erfahrung, daß stets das persönliche Regiment seine Ergänzung in der höfischen Intrige findet.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Proletariat der Kunst. Der allgemeine deutsche Chorsänger-Verband hat an den Reichstag die Bitte gerichtet: „Die Chorsänger und Chorsängerinnen deutscher Bühnen dem Invaliden-, Kranken- und Unfallversicherungsgesetz zu unterstellen.“ Die Petition schildert die große Notlage der Chorsänger und Chorsängerinnen an den deutschen Bühnen in betreff ihres Einkommens, ihrer Altersversorgung, in Krankheitsfällen und bei Unfällen. Von ca. 3597 Chormitgliedern an 263 Bühnen in Deutschen Reich sind danach nur 1285 an ganzjährigen Bühnen tätig und beziehen die Herren 1300 bis 1800 Mk., die Damen 1180 bis 1200 Mk. Die übrigen 2312 Chormitglieder sind auf weit geringere Sagenätze angewiesen. Nur an 23 Theatern besteht für die Angehörigen eine Pensionskasse, so daß nur 1204 darin beschäftigte Chormitglieder Aussicht auf Pensionsbezüge haben, während 2393 ohne jede Altersversorgung sind. In der Petitions-Kommission gab der Regierungskommissar, Professor Dr. Fischer vom Reichsamt des Innern folgende Erklärung ab: „Über die einschlägigen Rechtsverhältnisse im Bereiche der sozialen Versicherung herrschen heute so wenig wie damals Unklarheiten. Es darf wohl unbedenklich angenommen werden, daß die Petenten ausschließlich an solchen Theatern beschäftigt sind, bei denen ein höheres Interesse der Kunst obwaltet. Weist nun auch die Gewerbeordnung herartige Theaterunternehmen, sofern sie eine auf Erwerb gerichtete Tätigkeit ausüben, den Gewerben zu, so können doch, wie das Reichsgericht bereits im Jahre 1887 ausgeführt hat, die Choristen, wenn sie auch nur untergeordnete Kunstleistungen darbieten, nicht als im Gewerbebetriebe des Theaterunternehmens beschäftigte Personen gelten. Das Chorpersonal eines Theaters unterliegt daher weder gesetzlich der Krankenversicherung, noch kann es ihr auf dem Wege statutarischer Bestimmungen unterworfen werden. Auch unfallversicherungspflichtig ist das Chorpersonal der Theater nicht. Zwar unterliegen gewisse Bühnenarbeiten als Bauarbeiten der Unfallversicherung — Bescheid des Reichs-Versicherungsamts Nr. 757 in dessen amtlichen Nachrichten, 1889, S. 361 —. Auch tritt die Unfallversicherung bei Theatern insoweit ein, als in ihnen Dampfkegel oder durch elementare oder tierische Kraft bewegte Triebwerke nicht bloß vorübergehend zur Anwendung kommen — § 2 Abs. 2 des Gewerbe-Unfallversicherungsgesetzes —. Diese Versicherung ergreift aber nach dem Gesetze nur diejenigen Personen, welche als Arbeiter oder Betriebsbeamte in den versicherten Betrieben beschäftigt sind. Welche Stellung die verbündeten Regierungen zu der Ausdehnung der Versicherungspflicht auf das Chorpersonal einnehmen werden, läßt sich zur Zeit noch nicht sagen; jedenfalls wird diese Frage aber bei der in Aussicht stehenden Revision der Arbeiterversicherungsgesetzgebung Gegenstand eingehender Erwägung bilden.“ — Die Petitions-Kommission beschloß, die Petition dem Reichskanzler zur Erwägung zu überweisen.

Ein Bloßbruder. Ein Verteidiger des Dreiklassenwahlrechts nimmt in der „Kreuzzeitung“ das Wort; er heißt Kalkstein, von natürlich, und ist Major a. D. Er schreibt:

Was hat es überhaupt für einen Sinn, ein Wahlrecht zu ändern, welches angeblich ungerecht ist! Wo gibt es ein menschliches Gesetz oder ein Naturgesetz, welches ge-

recht ist? Gerechtigkeit gibt es nur im Christentum. Welche Änderungen oder Fortschritte glaubt man aber durch eine stärkere Demokratisierung des preussischen Wahlrechts zu erreichen? Die Demagogen wollen die unbedeutende Kirche stürzen, die jetzt noch anerkannten Autoritäten umstürzen, möglichstst Preß- und Versammlungsfreiheit gewinnen. Einfluß und Macht der Politiker von Profession würden dann erheblich gesteigert werden und die Tätigkeit der hegerischen Volksredner noch bedeutend gewinnbringender sein. Wäge doch die Partei, welche über ungezählte Gelder verfügt, zur Förderung ihrer Sache das Beispiel eines Sozialistenstaats praktisch vorzuführen — am besten, weil am überzeugendsten, auf unbar gemachtem Odland — und mit Frauen...

Die Probe dürfte genügen. Sie zeigt, auf welchem geistigen Niveau die konservativen Politiker stehen, die der „ungebildeten Masse“ das Wahlrecht verweigern. Sinn darf man in solchen Leistungen natürlich nicht suchen, die geboren werden aus dem Haß gegen das Volk, „das deutsche Volk“, und getragen vom Hochmut der Unwissenheit. Interessant ist nur, daß das leitende Organ der konservativen Partei in derselben Nummer, in der sie diesen Erguß veröffentlicht, auch einen Leitartikel bringt, der den liberalen Bloßbrüdern die strengste Zurückhaltung in allen preussischen Angelegenheiten empfiehlt. Vielleicht beruft der Bloß eine General-Versammlung ein, die den Schulaussatz des Majors v. Kalkstein als programmatisch anerkennt.

Eine Reichstagsnachwahl muß im 5. mittelfränkischen Reichstagswahlkreise Dinkelsbühl stattfinden, nachdem der bisherige Vertreter, der Konservative Nißler, Sonntagmorgen an einem Herzschlage verstorben ist. N. wurde am 25. Januar mit 8387 gegen 3419 nationalliberale, 2510 Zentrum- und 625 sozialdemokratische Stimmen gewählt.

Jetzt kommt sie, die liberale Aera! Wie die „B. Z.“ aus zuverlässiger Quelle erfahren haben will, steht die Besetzung einzelner höchster Regierungsämter mit Persönlichkeiten liberaler und freigesinnter Richtung nahe bevor. Es sollen Minister und Reichsbeamte ernannt werden, durch welche die schon lange geltend gemachten politischen Forderungen der linken Parteien befriedigt werden. — Sie ist also endlich im Anzuge, die liberale Aera. Warten wir ab, wer die „freigesinnten“ Personen sein werden, die einzelne höchste Regierungsämter einnehmen sollen. Die Erinnerung an Miquel, das Beispiel des Dernburg stimmt einigermaßen skeptisch. Wie wäre es mit Rektor Kopsch als Kultus- und Mugdan als Polizeiminister? Ihre Befähigung zu diesem Posten haben sie im Kampfe gegen die Sozialdemokratie ja hinreichend abgelegt.

Die Reichsjustizreform. Im Reichsjustizamt trat, der „Nordd. Allgem. Ztg.“ zufolge, gestern eine Konferenz von Vertretern der größeren Justizverwaltungen zusammen, um die Vorschläge zu beraten, die vom Reichsjustizamt für die Organisation der Strafgerichte und für die Gestaltung des Strafprozesses vorgelegt worden sind. Auf Grund dieser Beratungen wird die Reichsjustizverwaltung, nachdem sie die Zustimmung der beteiligten preussischen Ressorts gefunden hat, die für den Bundesrat bestimmte Vorlage festzustellen haben.

Puttkamers Kleinwashingtonsversuch. Der frühere Gouverneur v. Puttkamer veröffentlicht nunmehr eine Erklärung zu den Beschuldigungen der Frau v. Gernmar, die behauptet hatte, daß sie auf Antreiben v. Puttkamers sich als Freiin v. Eckardstein ausgegeben und daß sie niemals wegen „angeblichen Todes ihres Kindes“ Trauer angelegt habe. Er erklärt, daß das Kind der Frau v. Gernmar keineswegs sein Kind sei, da es schon drei Jahre alt gewesen sei, als er zu ihr in Beziehungen getreten. Es sei unklar, daß Frau v. Gernmar niemals bestraft worden sei; sie habe bereits eine zweimonatliche Gefängnisstrafe in Dresden erlitten. Ein Teil der Erklärung wendet sich gegen die Behauptung, der Gouverneur habe die Frau v. Gernmar in einem Brief erjucht, ihre Aussage schonend einzurichten. Dieser Brief soll nach Aussage der Gernmar mit anderen beschlagnahmt, aber nicht verlesen worden sein. Puttkamer erklärt dazu, Kammergerichtsrat Strähler habe keine anderen Briefe beschlagnahmt als die beiden, die bei den Akten lagen und die bei der Verhandlung auch verlesen worden seien. Eben wegen dieser Briefe sei er auch zu der Geldstrafe verurteilt worden, da man es nicht für korrekt gehalten habe, sich als Beschuldigte an eine Zeugin mit solchen Briefen zu wenden. Es seien einige hundert Zeugen und zwar alle unter Eid von Strähler vernommen worden. Auch Frau v. Gernmar sei unter Eid vernommen worden und sie habe damals ausgesagt, Herr v. Puttkamer habe sie niemals zu beeinflussen versucht. In ihrem Brief beschuldige sie sich also selber einer falschen Aussage. Ein aktiver Offizier, Hauptmann Schlinkmann, der jetzt in Metz stehe, und seinerzeit Frau v. Gernmar im Englischen Buffet in Berlin kennen lernte, habe ebenfalls unter Eid ausgesagt, daß er die Dame unter dem Namen v. Eckardstein kennen gelernt habe. — Man wird, ehe man ein abschließendes Urteil über diese Angelegenheit fällen kann, zunächst die Erwiderung der Frau v. Gernmar abwarten müssen. Uns scheint aber, als ob hier auch das bekannte Wort zutrifft: „Sie stinken alle beide.“

Ultramontane Stichwahlen. Das Dortmund-Zentrumsblatt, die „Trenonia“, tritt für die Abschaffung der Stichwahlen ein. Erstens bedeutete die große Masse der Stichwahlen eine empfindliche Schwermung des Wahlgeschäfts und dann käme es bei den Stichwahlen zu unnatürlichen und ungehörigen Bündnissen. Es trete vielfach eine Notlage ein, die einen Gemüßenszwang ausübe. Die Sache möchte gehen, wenn „alle Parteien auf dem gleichen Boden der Ordnung“ ständen, aber, so heißt es weiter:

„Es kommt die revolutionäre Sozialdemokratie ins Spiel, und immer ist es ein schmerzliches Mergeniss, wenn Angehörige der bürgerlichen Parteien für einen roten Kandidaten ihre Stimme abgeben, weil sie ihn im Vergleich mit einem besonders verhassten oder gefährlichen Stichwahlkandidaten aus einer anderen bürgerlichen Partei für das „Kleinere Übel“ halten. Auf die große Masse des Volkes wirkt eine derartige Stichwahlhilfe für die Sozialdemokratie sehr ungünstig ein. Der instinktive Widerwille der gesunden Volksträfte gegen die Prediger der Revolution und die Begünstiger von Ge-

walttaten wird in bedenklichem Maße abgeschwächt und schließlich ganz vernichtet, wenn sich die Leute an die Abgabe eines roten Stimzettels gewöhnen. Von der roten Stichwahl bis zur roten Hauptwahl ist oft kein großer Schritt.“

Diese Erfahrung hat die „Trenonia“ zu ihrem Leidwesen gewiß schon öfter machen können. Im Industriebezirk standen bei der letzten Wahl in drei Kreisen (Duisburg, Bochum, Dortmund) die Sozialdemokraten mit den Liberalen in Stichwahl und mancher katholische Arbeiter hat, wie auch schon früher, in der Stichwahl für den Sozialdemokraten gestimmt, um es das nächste Mal auch in der Hauptwahl zu tun, nachdem er gemerkt hat, daß die Sozialdemokraten keine „Begünstiger von Gewalttaten“, sondern eifrige und ehrliebe Vertreter der Arbeiterinteressen sind.

Österreich-Ungarn.

87 Sozialdemokraten werden nunmehr ihren Einzug in das österreichische Parlament halten, nachdem uns die Stichwahlen in Galizien noch zwei weitere Erfolge gebracht haben. Fürwahr, ein herrlicher Sieg!

Rußland.

Die Reichsduma lehnte den Gesetzentwurf des Justizministeriums betr. Verschärfung der Strafen, die auf Verherrlichung von Verbrechen gesetzt sind, ab. Ein Antrag des Unterrichtsministers, die Verfolgungen wegen geheimen Unterrichts in Polen einzustellen, wurde angenommen. Im Laufe der Debatte griffen mehrere polnische Redner in heftigen Worten den Unterrichtsminister an, der nach ihrer Ansicht nur bestrebt sei, mit Hilfe von Regierungsschulen die Polen zu russifizieren. Der Gehilfe des Unterrichtsministers, Scharasimow, hielt es für seine Pflicht, auf die Politik der Polen hinzuweisen, die zwischen der Regierung und der Duma und zwischen den verschiedenen Parteien in der Duma selbst hin- und hergeschwankt. Die Worte des Redners riefen Beifall auf der Rechten und große Aufregung bei den Polen hervor. Der Präsident des Polenklubs, Dmishky, verwahrte sich gegen die Äußerungen Scharasimows, und sagte, die Polen wünschten gleiche Freiheit für alle Nationalitäten in Rußland, die bisher durch Willkürherrschaft unterdrückt worden seien. Das Haus beschloß sodann den Antrag des Ministers des Innern auf Nichtzulassung derjenigen Personen zum Heere, die unter polizeilicher Aufsicht ständen. Die mit der Prüfung der Vorlage beauftragte Kommission sprach sich gegen die Annahme aus, da sie sich nicht in Heeresangelegenheiten auf den Standpunkt des Ermessens der Polizei stellen könne. Der Gehilfe des Ministers des Innern betonte die Notwendigkeit von Präventivmaßnahmen gegen die Revolutionäre, die sich in das Heer einzudrängen bemühten. Mehrere Redner legten die Unzulänglichkeit und Ungerechtigkeit der vom Minister des Innern vorgeschlagenen Maßnahmen dar. Die Duma verwarf darauf den Entwurf mit großer Mehrheit.

Mit der Auflösung der Duma rechnet man wieder einmal in Regierungskreisen. Um sicher zu gehen, plant man die Schaffung eines reaktionären Wahlgesetzes. — Die russischen Henkersknechte sollten nicht mit dem Feuer spielen. Es könnte leicht gefährlich für sie werden.

Lumpen an der Arbeit. Die Mitglieder des Verbandes des russischen Volkes versuchten eine neue Provokation gegen die Juden. Sie begannen, unter dem Hause des Vorsitzenden des Verbandes Kononinigin eine Mine zu graben, die mit Dynamit und Munition gefüllt werden sollte, um dann nach der Entdeckung der Mine die Juden zu beschuldigen, sie hätten gegen das Leben Kononinigin eine Verschwörung angezettelt. Die Lat mislang infolge der Vorsicht der Juden. Der Stadthauptmann leitete eine strenge Untersuchung ein. — Und diese Banditen sind die treuesten Hüter und Freunde Väterchens und seiner Henkersknechte.

Das hungernde Rußland und die Verpflegungskampagne. Man schreibt der „Russ. Korv.“ aus Petersburg: Die stürmischen Debatten in der Duma vom 24. Mai wegen Bewilligung der von der Regierung geforderten 17½ Millionen Rubel für die Verpflegungskampagne des laufenden Jahres haben klar und überzeugend die Unmöglichkeit bewiesen, die geltenden Bestimmungen der staatlichen Verpflegungsfürsorge künftighin beizubehalten. Bis 1901 wurden die Verpflegungsangelegenheiten in ziemlich zufriedenstellender Weise von dem Semstwo geleitet. Die neuen Bestimmungen Plehws gaben die Verpflegungsfürsorge in die Hände der Regierung, so daß Zustände gezeitigt wurden, die in der Surkolidal-Affäre ihren Gipfel erreichten. Daher war die ablehnende Haltung der Linken der Duma zu der neuen Forderung der Regierung begründlich. Praktische Erwägungen und die dringende Notwendigkeit, der hungernden Bevölkerung unverzüglich Hilfe zu leisten, veranlaßten die Kadetten und die Gemäßigten, manche Bedenken zu überwinden und für die Bewilligung der 17½ Millionen zu stimmen, die daher auch erfolgte. Aber die beherrschende Geschäftsführung und die Regierungspolitik in der Verpflegungsfürsorge fanden die gebührende Beurteilung. Wie man die Verpflegungskampagne führte, und wie man die notwendige Getreidemenge bestimmte, erließ man aus der offiziellen Übersticht des Ministeriums des Innern über die Bekämpfung der Folgen der Mißernte von 1906. Bereits im Juli 1906 hatte sich herausgestellt, daß die Winterfaat in 127 Amtsbirken (29 Gouvernements) und die Sommerfaat in 117 Bezirken (24 Gouvernements) unbefriedigend war; die Mehrzahl der Bezirke litt gleichzeitig an Missernten. Das Maß des Verpflegungsbedarfs wurde von den Gouvernementsverwaltungen durch Vermittlung der Landbezirksvorsteher bestimmt. Schon hier wurden die ursprünglichen Listen der Bedürftigen verkürzt und geschmälert, indem man die Arbeitsfähigen und Vorratbesitzenden strich, ohne zu individualisieren. Die Zahl der Gestrichenen machte in manchem Gouvernements 50 bis 60 Prozent der Gesamtzahl aus. Das war die erste Etappe der „Berechnung und Feststellung“, die zu der ungeheuren Verbreitung des Skorbutts und des Hungertypus in dem notleidenden Rußland führte. Die Eigentümlichkeit der Berechnung war überdies in manchen Fällen ganz unergründlich. So hat man z. B. im Gouvernement Luga statt der gewöhnlichen

40 Pfund die Hungernorm auf 30 Pfund für jeden Esfer
festgelegt. Die zweite Etappe der Berechnung war die
Abteilung für Semstswaagelegenhiten im Ministerium
des Innern. Hier korrigierte man die Berechnungen
der Gouvernementsverwaltungen, indem man wieder
10 Prozent als Besitzende und 15 Prozent
als Arbeitsfähige ausschloß. Nach dieser „Korrektur“ ver-
ringerte sich die schon ohnedies äußerst knapp bemessene
notwendige Menge des erforderlichen Verpflegungsgetreides
von 89 098 283 Pud auf 75 008 000 Pud. Die nächst-
folgende Etappe war das Ministerium des Innern. Dem
Prinzip gemäß, alles anders zu machen, verkürzte das
Ministerium die ganze Berechnung um 25 Proz.
Die „Ubersicht“ motiviert dies wie folgt: „Die Praxis der
früheren Verpflegungskampagnen hat gelehrt, daß die
wirklich erforderliche Hilfe sich stets als geringer, als ver-
anschlagt wurde, herausgestellt hat.“ Die Gesamtmenge
des erforderlichen Verpflegungsgetreides sank also bis auf
60 303 250 Pud. Die Verkürzung war für manche Gou-
vernements ganz ungeheuer. So blieben für das Gouverne-
ment Kasan statt 12 Millionen Pud nur 8 Millionen
Pud, für das Gouvernement Nischnynowgorod statt 7 nur
3,7 Millionen Pud; für das Gouvernement Tambow statt
8 Millionen 4,8 Millionen Pud usw. Die Praxis hat jedoch
balb gezeigt, daß die Hilfe nicht ausreichend war: die Not stieg
ständig. Diefelbe offizielle „Ubersicht“ muß bereits zu-
geben: „Die Wirklichkeit hat gezeigt, daß die ursprüng-
lichen Berechnungen geändert, und zwar gegen den Vor-
anschlag vergrößert werden müssen.“ Infolgedessen wurde
bis zum 15. Februar 1907 eine Vergrößerung auf 18 1/2
Millionen Pud vorgenommen. Angesichts eines solchen
Wirrwarrs und solcher Willkür in den Berechnungen und
Angaben, klingt die Erklärung der Regierung, daß sie
keineswegs das Maß der erforderlichen Hilfe verkürzen
wollte, recht sonderbar. Die ersten Schritte der Verpflegung-
kampagne waren ganz mißberlegt und verfehlt, und die
Art und Weise der Befriedigung der Not (An-
kauf des Brotes, Zuteilung und Verteilung an die not-
leidende Bevölkerung) war während der Kampagne
geradezu kläglich und empörend. Es wird auch keine
Besserung eintreten, wenn nicht die Semstswokörperchaften
an der Verpflegung selbst wieder aktiven Anteil nehmen.

Frankreich.

Die Bewegung der südfranzösischen Winzer.
Mehr als 200 000 Winzer, die in der Nacht aus der Um-
gegend in Nimes eingetroffen waren, veranstalteten am
Sonntag eine Kundgebung gegen die Weinfälshungen.
Sie durchzogen unter Vortritt von Musikanten und Vor-
antragen von Bannern mit Aufschriften die reich besagte
Stadt. Der Führer der Bewegung, Marcellin Albert,
wurde stürmisch begrüßt. Nach dem Marsch durch
die Stadt wurden Reden gehalten. Marcellin Albert
sprach über den Notstand der südlichen Departements, die,
wenn man ihre Stimme nicht hören wolle, andere
Töne finden würden, um sich Gehör zu
verschaffen. Zwischenfälle ereigneten sich nicht.
Der Nationalausschuß der sozialistischen Partei
faßte einen Beschluß, worin die notleidenden Winzer
Frankreichs ihrer Sympathien versichert werden und er-
klärt wird, die sozialistische Partei werde in der Kammer
alle Gesetzesbestimmungen unterstützen, die geeignet seien,
die Weinbaukrisis im südlichen Frankreich zu mildern,
ohne jedoch in anderen Gegenden die wirtschaftlichen
Schwierigkeiten zu vermehren.

China.

Der Aufbruch in Süd-China. Aus Hongkong
wird telegraphiert, daß sich der chinesische Aufbruch aus-
breitet. In Swatow kamen 2000 Mann ausge-
bildeter chinesischer Truppen aus Canton an und
marschierten sofort gegen die Rebellen. Der Feldzugsplan
wird geheimgehalten; die Truppen sind mit modernen Ge-
wehren bewaffnet.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Dienstag, den 4. Juni.

Achtung, Holzarbeiter! Bezug nach Mölln (Lauen-
burg) ist fernzubalten.

Travemünde. Gesperrt für Bauarbeiter ist das
Geschäft von Söhrmann.

Die Versammlung des Sozialdemokratischen Vereins,
welche gestern abend im Vereinshaus stattfand, war sehr
zweckvoll besetzt. Nachdem das Andenken der verstorbenen
Genossen Rehlisen und Gismann durch Erheben von
den Sigen geehrt war, erstattete der Genosse A. Schlerz
die Abrechnung von der Waisfeier. Eine Debatte knüpfte sich
hieran nicht. Nunmehr erhielt Genosse Schneider das
Wort zu seinem Vortrag „Arme Kinder“. Die Ausführungen
des Referenten, die mit lebhaftem Beifall aufgenommen
wurden, werden wir in einer der nächsten Nummern unseres
Blattes zum Abdruck bringen. In der Diskussion, die sich
sehr interessant gestaltete, nahmen das Wort die Genossen
Wissell, Dr. Schlomer, Holst und W. Schlerz,
die das Referat in wertvoller Weise ergänzten. Unter Ver-
schiedenem bemängelte es die Genossin Leu, daß verschiedene
Genossen die Frauen, welche öffentlich für unsere Bewegung
tätig sind, verpönten. Eine Genossin betonte, daß es sehr
wünschenswert sei, die angeblich unparteiische Presse aus
dem Hause der Arbeiter zu verbannen. Nach weiterer Aus-
sprache wurde die sehr anregend verlaufene Versammlung
um 11 Uhr geschlossen.

Das Fraktionsbild. Soeben erschien im Verlage
der Buchhandlung Vorwärts, Berlin, das be-
reits angekündigte Fraktionsbild. Das Blatt gibt in durch-
aus künstlerischer Reproduktion in Mezzotint-Druck die
Bilder der bei der Reichstagswahl 1907 gewählten 43 Ab-
geordneten wieder. Gedruckt sind die Bilder auf Kunstdruck-
karton und ist das Gruppenbild wohl geeignet, einen hüb-
schen Schmuck für jedes Arbeiterheim, für Vereins- und Ver-
sammlungszwecke zu bilden. Der außerordentlich billige
Preis von 40 Pfg. (bei direktem Bezug 20 Pfg. für Porto
und Verpackung) ermöglicht es auch dem minder gut Stitue-
ren, sich dieses Bild zuzulegen. Bestellungen nehmen ent-
weder die Buchhandlung von Friedr. Meyer u. Co. und
andere Kolportage und Zeitungsdepotäre.

Handelsregister. Am 1. Juni 1907 ist eingetragen: 1.
bei der Firma St. Lorenz-Apothete S. Düster in
Lübeck: Die Firma ist in St. Lorenz-Apothete Arthur Franz
geändert. Besitzer: Apotheker C. M. G. A. Franz
in Lübeck. Der Abgang der im Betriebe des Geschäftes
beachteten Forderungen und Verbindlichkeiten auf den Er-

werber ist ausgeschlossen; 2. bei der Aktiengesellschaft in
Firma Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft in
Lübeck: a) Die durch Beschluß der General-Versammlung
vom 3. April 1907 vorgeordnete Erhöhung des Grundkapitals
um 1 100 000 Mk. ist erfolgt. Das Grundkapital be-
trägt nunmehr 2 200 000 Mk. Die Erhöhung ist durch
Ausgabe von 1100 neuen Inhaberaktien zu je 1000 Mark
durchgeführt. Die Aktien sind zum Preise von 110 Prozent
des Nennbetrages ausgegeben. b) Der § 5 Absatz 1 des
Gesellschaftsvertrages ist durch Beschluß der General-Versam-
mlung vom 3. April 1907 geändert: 3. die Firma Friedr.
Sichhorst in Lübeck. Inhaberin: F. Sichhorst geb. Schädle,
Ehefrau des Kaufmanns S. H. N. Sichhorst in Lübeck. Dem
Kaufmann S. H. N. Sichhorst ist Procura erteilt.

Arbeiterrekord. Die Zahl der Besuche belief sich
im Monat Mai auf 670 (718), die der Besucher auf
716 (756). — Die eingeklammerten Zahlen sind die des vor-
vergangenen Monats. — Davon kamen in derselben Tages-
überfahrt 70 Personen. Auskünfte wurden erteilt 721
(750), darunter nach auswärtig schriftlich 12 (17). Von den
Besuchern waren organisiert 400 (409) Personen, und zwar
gewerkschaftlich 252, politisch 13, gewerkschaftlich und politisch
135. Unter den verbleibenden 316 Nichtorganisierten befinden
sich 108 Angehörige von Organisierten und 142 Organisations-
unfähige. Dem Geschlecht nach waren von den Besuchern
498 (544) männlich, 215 (205) weiblich. Den Hauptgruppen
nach verteilten sich die Besucher wie folgt: Arbeitnehmer
und deren Angehörige 652 (678); selbstständige Gewerbetreibende,
Beamtete etc. und deren Angehörige 61 (71); Organisationen
3 (7). In Lübeck-Stadt hatten von den Besuchern 589 (623)
Personen ihren Wohnsitz, in Lübeck-Land 30 (41), Oldenburg
60 (50), Mecklenburg 18 (16), Preußen 15 (24), und sonstige
4 (2). Die Auskünfte verteilten sich wie folgt: Arbeiterver-
sicherung (Unfall, Invalidität und Krankenversicherung) 156
(180), Arbeits- und Dienstvertrag 121 (88), bürgerliches
Recht 269 (293), Strafrecht 35 (30), Gemeinde- und
staatsbürgerliche Sachen 97 (116), Arbeiterbewegung 3 (4),
Privatrecht 3 (5), Handels- und Gewerbesachen 3
(8), Verchiedenes 29 (25). Von den Auskünften machten
143 (165) die Infertigung von 166 (195) Schriftstücken erfor-
derlich; außerdem gingen aus 40 (32) sonstige Briefe und
Postkarten. Ein gingen 131 (156) Postsendungen. Der 6.
Mai zeigte mit 39 (49) die höchste, der 29. Mai mit
11 (9) die niedrigste Besucherzahl.

Die Crisissenkasse zu Lübeck hatte am 1. Juni
1907 17 841 Mitglieder gegen 16 607 im Jahre 1906. Auf
Männer entfielen davon 12 548 (1906: 11 638) auf Frauen
5293 (1906: 4969). Erwerbsunfähige waren am letzten
Mai 1907 Männer 298 (1906: 244) und Frauen 207
(1906: 199). Auswärtige für Familienangehörige zur In-
anspruchnahme ärztlicher Behandlung wurden im Mai 1195
(1906: 971) erteilt. Sterbegeld wurde im Mai für Wit-
wen in 13 Fällen, für Angehörige in 84 Fällen gezahlt.
Wegen verspäteter Meldung zur freiwilligen
Fortsetzung der Mitgliedschaft im Anschluss
an die bedingte versicherungspflichtige Beschäftigung haben
im Mai 20 Abweisungen erfolgen müssen.

Gesundene Gegenstände. Im Monat Mai d. Js. sind
beim Polizeiamt als gefunden eingeliefert und nicht wieder
abgefordert worden: Silberne Portemonnaie mit und ohne
Inhalt, sowie rote Geldbörse, 1 gold- und 1 silb. Ketten-
armband, 1 Herren- und 1 Damentemontoiruhr, 1 goldene
Brosche, 2 Gürtel mit medizinischen Instrumenten, 2 Messer,
1 Brille, 1 Damenjaquet, 2 Paar Damenhandschuhe, 1 weißer
Herrentrozierhut, 1 Dugend Taschentücher, 1 Handtasche mit
Inhalt, 1 Pferdebedeckung, mehrere Stöcke und Schirme, 1 Harke
mit Stiel und 1 Kanne mit Gartenmöbellack.

Schiffsverluste im April. Nach den Listen des Bureau
Veritas sind im Monat April 80 Segelschiffe und 42 Dampfer
verloren gegangen. Unter den Segelschiffen befinden sich 7
amerikanische, 12 englische, 2 holländische, 2 dänische, 5 fran-
zösische, 3 italienische, 2 holländische, 19 norwegische, 2 portu-
giesische, 2 spanische, 3 russische, 5 türkische und 15 schwedische;
unter den Dampfern zählte man 1 deutsche, 2 amerikanische,
1 argentinische, 12 englische, 1 dänische, 2 spanische, 4
italienische, 2 japanische, 1 holländische, 5 norwegische, 2
russische, 1 uruguayische und 6 schwedische. Von den 80
Segelschiffen sind 24 gestrandet, 3 durch Kollision und 2
durch Feuer verloren gegangen, 1 ist gesunken, 5 sind ver-
lassen, 39 kondemniert und 6 werden vermisst; von den 42
Dampfern sind 14 gestrandet, 2 durch Kollision und 1 durch
Feuer verloren gegangen, 3 sind gesunken, 1 wurde verlassen,
17 sind kondemniert und 4 werden vermisst.

Leichensund. Am Sonntag wurde bei Schlutup eine
männliche Leiche angetrieben. Der tote wurde als ein am
25. v. M. ertrunkener, zur Besatzung des Dampfers „Gracia“
gehöriger Matrose erkannt.

Woher kam die Raifühle? Diese Frage beantwortet
sich durch eine Zuschrift an die „Frankfurter Zeitung“, in der
es heißt: Die kürzlich gemeldete Eisrist bei der großen Neu-
fundlandsbank hat in der letzten Zeit noch zugenommen.
Die arktischen Eismassen sind weiter nach Osten und Süden
vorgezogen, so daß sie nunmehr immer häufiger auf den
großartigen Wegen, die die Amerikasfahrer nehmen, ange-
troffen werden. So weit sich jetzt zu erkennen, sind heuer die
Eismassen viel häufiger und ausgebreiteter als in den letzten
Jahren. Am der Süd- und Ostküste von Newfoundland ist
nun das Eis bereits abgetrieben und auch die Südküste
von Newfoundland ist jetzt ganz eisfrei geworden. Dagegen
sind im St. Lorenzo-Golf und in der Cabot-Straße noch
schwere Packeismassen, die zwar langsam abzutreiben scheinen,
aber die Seeschiffahrt in jenen Gewässern noch nicht erlauben,
daher Kanada zurzeit noch vom Meere absperrt. Auf
dem St. Lorenzstrom hat allerdings die Schifffahrt nun-
mehr eröffnet werden können. Wie mehrfach ganz richtig
vermutet, sind die Eismassen in großer Anzahl in südlichere
und östlichere Gegenden gelangt und haben auch, entsprechend
den stehigeren Erfahrungen, die Witterungsverhältnisse in
Europa in Mitleidenschaft gezogen. Die großen ausgebreiteten
Eisfelder, die jetzt in niedrigerer Breite stehen, haben die
Entstehung der barometrischen Minima in südlichere Gegen-
den verlegt, wodurch im allgemeinen für Europa günstige
Folgen zu erwarten sind. Und in der Tat ist dieses Mal
die Regel, daß kalte Frühlinge in jenen Gegenden bei uns
höhere Temperaturen im Gefolge haben, glänzend bestätigt
worden. Allerdings hat dieser warme Frühling insofern
seinen Nachteil, als der Mai bisher zu trocken geblieben ist
und damit die für die Landwirtschaft nötigen Niederschläge
vermissen läßt. Dadurch allerdings, daß infolge des lang
andauernden Winters die Natur später einsetzte, ist noch
nichts verloren, aber ein weiteres Anhalten des ungewöhn-
lich trockenen Wetters könnte Schlimmes befürchten lassen.
Da aber alle Aussicht vorhanden, daß die Gewitter in
größerer Zahl wieder einsetzen, kann schon dadurch ein teil-
weiser Ausgleich geschaffen werden.

Sache mit deinen Kindern. Die Kinder brauchen Helter-
keit, das Leben ist ihnen nötig, Lustigkeit tut ihnen gut.
Lachen wir mit ihnen! Beranlassen wir sie, heiter zu sein.
Lustigkeit ist die halbe Gesundheit. Die armen Kleinen, die
nicht mit Altersgenossen verkehren, die nur immer in Gesell-
schaft Erwachsener leben, stehen dahin, werden altfug, vor-
laut und gleichgültig buchtäufisch. Beschäftigen wir uns
so viel es geht, mit unsern Kindern, eingebend des Dächter-

wortes: „Denn nur den engen Traum der Kindheit sind sie
dein, nicht länger!“ Erzählen wir ihnen heitere und ernste
Abenteuer, so wie sie das Leben mit sich bringt, erzählen
wir die Dinge mutig, wenn wir sie nicht immer heiter dar-
zustellen vermögen. Doch wenn wir auch ein solches Lob-
lied der Heiterkeit singen, so soll das nicht heißen, unsere
Kinder künstlich zum Lachen zu zwingen, sie zu nervösen,
übertriebenen Lachen zu zwingen. Kinder sollen vor allen
bestimmten Forderungen möglichst bewahrt werden, den
heiteren sowohl wie den trübten. Alle festigen Eindrücke
schaden dem zarten Organismus, starker Lärm, blendendes
Licht, und wie erst heftige, wiederholte Gemütsbewegungen.
Stimmen würde ihnen das extrem entgegengesetzte dieser
Schädlichkeiten, wie z. B. Stille, Finsternis, Traurigkeit,
ebenso nachteilig sein. Wir Proletariinnen müssen uns be-
sonders vor Augen halten, um wie viel länger die Jugend-
zeit gerade für unsre Kinder ist, als für die der Reichen, wie
balb der Ernst und die Schwierigkeiten des Lebens in tausend
Gestalten an sie heranreten werden. Ist vorliegen wir
ihnen eine harmlose Freude, ja gerade die Lustigkeit, weil
sie uns in unsern engen Wohnungen bei der Arbeit störend
ist. Beherrichen wir uns, bringen wir ihnen auch dieses
Opfer und betrüben wir die armen Kleinen nicht so oft
durch unsre Gedankenlosigkeit. Erinnern wir uns an unsere
eigene Kindheit, an die vielen traurigen Empfindungen, denen
unter arms, kleines Kinderherz preisgegeben war, denken wir
daran, mit wie wenig man uns beglücken konnte, wie manches
freundliche Wort, das man uns damals gönnte, unvergessen,
als teure Erinnerung, in unserm Gemüte weiter lebt. Ver-
gessen wir nicht, wie schnell ihnen die Kindheit vorüberfliegt,
wie balb auch sie aus dem einzigen Paradies, das es gibt,
vertrieben sein werden.

Wilhelmtheater. Rudolf Herzogs: „Die Gondol-
tiere“ erzielte bei der Wiederholung am Sonntag vor
vollem Hause einen wahrhaft erheblichen und schönen Erfolg,
an dem Dichtung wie Darstellung gleichwertigen Anteil
hatten. Nach jedem Akt schloß es stürmische Hervorrufe.
Das großzügige und gewaltige Werk des weitgeschätzten
Schriftstellers hat das lebhafteste Interesse erregt und wird
auch hier, wie überall, noch viele Wiederholungen erleben.
Nächst findet die dritte Aufführung statt. Für kommenden
Sonntag wird „Der wilde Reutlingen“, Lustspiel von Moser
und Trotha, neu einstudiert. In der Titelvollung wird sich
Herr Hans Wahlberg, das beliebteste früherer Mitglied des
Wilhelmtheaters, seinen vielen Freunden als Gast wieder
vorstellen. Bestellungen auf Karten werden von heute ab in
den bekannten Verkaufsstellen entgegengenommen.

Bühnen. Ein Musterlehrer. Der Lehrer Uldag
aus Mäterhagen bei Bülow in Mecklenburg stand am Dienst-
tag vor dem Schöffengericht in Bülow unter der
Anklage, den Knaben Kagerow, der von dem Landarbeits-
hause dem Händler Haase in Mäterhagen in Pflege gegeben
ist, am 29. November v. J. mit einem Hammer hin-
ter den Kopf geschlagen zu haben, so
daß eine tiefe Wunde entstanden sei und
ärztliche Hilfe in Anspruch genommen wer-
den mußte. Den Anlaß dazu hatte der Umstand gegeben,
daß die Kinder nach Ansicht des Lehrers nicht schnell genug
aus dem Hofe in den Schulraum traten. Der Angeklagte
gebrauchte die Ausrede, er habe den Hammer „nur“ in den
Rücken gesteckt und etwas nachgeschoben. Dabei habe der
Knabe sich mit dem Kopf gewendet und sei gegen den Ham-
mer gerannt. Diese Ausrede wurde in der Beweisaufnahme
als solche gekennzeichnet. Der Pfleger Vater des verletz-
ten Knaben bekundete noch über mehrere Mißhand-
lungen durch den angeklagten Jugenderzieher. Einmal
sei dem Knaben der Unterleib einer halben
Finger lang aufgerissen gewesen, so daß sie be-
fürchtet hätten, die Verletzung könnte tödlich verlaufen. Auf
Befragen des Knaben, wie er dazu gekommen sei, habe er
gesagt, der Lehrer habe ihn über die scharfe
Kante der Schultasche gerissen, dadurch sei
die Wunde entstanden! Ein Erbhändler, der als
Zeuge vernommen wurde, sagte aus, er habe seinem Jun-
gen den Rücken nachgesehen, dieser habe
schwarz und blau ausgesehen. Seine Tochter habe
vor 1/2 Jahren ein Ohrenleiden gehabt, die Kinder hätten
zu ihm gejagt, der Lehrer habe die Kleine mit dem
Kopfe auf den Schultisch gestaucht. Es wurden
noch einige Mütter vernommen, welche ebenfalls Robheiten
des Lehrers bezeugten, die von dem Lehrer an ihren Kindern
verübt worden seien. Er wurde bezeugt, daß vielfach
den Kindern das Genick durchgekneifen und
getrachtet sei. Der Amtsanwalt betonte, nach dem
Attest des Arztes sei die Wunde geschlagen, könne auch durch
ein scharfes Gegenstands entstehen, letzteres sei aber
bei dieser Geschichte gänzlich ausgeschlossen. Der Lehrer
habe einfach zugeschlagen, er sei schon so oft verwundet wor-
den, er hätte sich also mägen können. Er beantrage —
sechzig Mark Geldstrafe. Das Gericht erkannte
— auf vierzig Mark Geldstrafe.

Altona. Ein netter Jugendbildner. Nach
stündlicher Beweisaufnahme verurteilte die Strafkammer I
des Altonaer Landgerichts den Lehrer Carl Meinte in Berg-
stedt (Stormarn) wegen Verbrechens wider die Sitte, gegen
den oberen Klassen zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren
sechs Monaten. Meinte ist verheiratet und Vater zweier
Kinder.

Uel. Vor den Augen des Vaters totge-
fahren. Auf dem Güterbahnhof setzte der Bahnarbeiter
Kath seine kleine Tochter auf das Pferd eines dort stehen-
den Milchwagens. Das Pferd zog an. Das kleine Mädchen
konnte sich noch einen Augenblick festhalten, fiel dann herab
und geriet unter die Räder des Wagens. Der Wagen ging
dem kleinen Wesen gerade über die Brust. Das Kind ist an den
erlittenen schweren Verletzungen bald darauf gestorben. Der
unglückliche Vater, der seiner Tochter ein kleines Vergnügen
bereiten wollte, mußte den ganzen für ihn so schrecklichen
Vorgang mit ansehen.

Wesfelden. Ein Totschlag auf offener Land-
straße wurde hier verübt. Der in Groß-Heumisch bei Neu-
kirchen wohnende Arbeiter Gustav Witt wurde in Wesfel-
den von einem unbekanntem, anscheinend dem Arbeiter-
stande angehörenden Manne erstochen. Der Täter verletzte
seinem Opfer einen Stich in die Brust, an dessen Folgen
Witt nach wenigen Minuten starb. Der Täter wurde ver-
haftet. Er verweigert über seine Persönlichkeit und über
das Motiv der Tat jede Auskunft.

Briefkasten.

F. Meyer. Wer aus der Landeskirche austreten will,
muß volljährig, d. h. 21 Jahre alt sein. Allerdings kann
der Vater oder Vormund für den Minderjährigen den Aus-
tritt bewerkstelligen.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete
und die mit P. L. bezeichneten Artikel Paul Löwigt; für
den übrigen Inhalt Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

Komitee- u. Kommissions-Sitzungen

11. Distrikt. Versammlung am Donnerstag, den 6. Juni, im Vereinshaus.

**Carl Witt
Clara Witt**

Bermühte.

Für die vielen Geschenke und Gratulationen zu unserer Hochzeit danken herzlich. D. D.

Heute Nacht 2 Uhr entschlief nach langem Leiden meine liebe Frau und meiner Kinder liebevolle Mutter

Wilhelmine Jürs, geb. Hümler, im 25. Lebensjahre. Tief betrauert von mir, meinen Kindern und allen Verwandten.

Artur Jürs, Krempeisdorf. Die Beerdigung findet am Donnerstag 8 Uhr vom Vorwerker Friedhof aus statt. Beginn der Feter 2 $\frac{1}{4}$ Uhr.

Eine kleine Wohnung für eine Person per sofort oder zum 1. Juli zu vermieten Dornelstraße 20.

Gesucht zum 1. Oktober von einz. Leuten freundl. Wohnung im Preise bis 250 Mk., Holstenstr.-Nord.

Aug. u. W W an die Exped. d. Bl.

Zu sofort ein jüngerer kräftiger **Arbeitsburische**

der 100 Pfund tragen kann, evtl. dauernd bei hohem Lohn.

Karl Voss.

Gesucht zu sofort

ein kräftiger **Knecht**.

J. Sühr, Untertrave 10-11.

Laufmädchen sofort

Große Burgstraße 33.

Schuhmacher gesucht.

Schuhwaren-Reparatur-Werkstatt Karl Obsl, Am Brink 11 b.

Ein **Kindertwagen** zu verkaufen

Wafenismauer 54.

Zu verkaufen ein **Kindertkappstuhl**, ein

Geigenkasten und eine **Stehlampe**

Glandorpstraße 14, II.

Zu verkaufen ein **Kindertwagen**, gut er-

halten, Preis 12 Mk.

Fischergrube 24, II.

Sehr starke **Kinderbettstelle** m. Matratze

für Mk. 8 zu verkaufen Charlottenstr. 26, p.

Billig zu verkaufen

ein **guterh. Waschlüchherd**

Begeleustraße 17.

Ein **heller Sportwagen** zu verk.

Preis 5 Mk. Ludwigstraße 40, part.

Ein **fast neuer Herren-Sommerpaletot**

billig zu verkaufen

Schützenstraße 34 a, II., bei der Hansastraße.

Die **Beleidigung** gegen Herrn **Uphal**, Ernst-

straße, nehme ich zurück und erkläre ihn für

einen ordentlichen Mann. Frau **Kruse**.

Rosenkohl-, Weißkohl- u. Sted-

rübenpflanzen billigt Paul-

straße 5.

Atelier für Zahntechnik

und Zahnpflege.

H. Schreiber, Beitzstr. 24

★ Eier ★

unter Garantie frische große
mecklenburger

10 Stück 65 Pfg.

Karl Voss

nur Holstenstraße 6.

Sehr schöne

Magdeburg. u. Eierkartoffeln

zu billigsten Preisen.

J. Sühr, Untertrave 10-11.

Schöne Magnum bonum

H. Arfkt, Vorbeckstraße 12.

Neu eingetroffen:

Sommerfang-Seringe,

Matjes-Seringe

und

prima junge Kartoffeln

empfiehlt

August Dibbert

Tünkenhagen 20.

Die Rechte u. Pflichten

des Mieters.

Von **Richard Lipinski.**

20. Auflage. Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Johannisstraße 46.

Achtung Maurer!

Mitglieder-

Versammlung

am **Mittwoch, den 5. Juni,**

abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr

im **Vereinshaus, Johannisstrasse 46-52.**

Tages-Ordnung wird in der Versammlung

bekannt gemacht.

Der Vorstand

Wilhelm-Theater.

Mittwoch: 23. Abonnements-Vorstellung.

Glänzender Erfolg!

Rudolf Herzog's

Die Condottieri.

Renaissance-Komödie in 4 Akten.

Anfang 8 Uhr.

Donnerstag: Zum letzten Male:

Der Erbe von Baskerville.

Deutscher Metallarbeiter-Verband.

(Verwaltungsstelle Lübeck.)

Mitglieder - Versammlung

am **Mittwoch, den 5. ds. Mts., abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.**
im **Vereinshaus, Johannisstr. 46-52.**

Tages-Ordnung:

1. Berichterstattung von der Maifeier.
2. Bericht von der 8. Generalversammlung.
3. Verschiedenes.

Zahlreichem Besuch der Versammlung sieht entgegen

Die Ortsverwaltung.

Deutscher Metallarbeiter-Verband.

Verwaltungsstelle Lübeck.

Ausflug nach Hamburg

am **Sonntag, den 9. Juni 1907.**

Fahrtpreis à Person 3.50 Mk. inkl. der Vergütungen.

(Besichtigung des Zoologischen Gartens, große Hafen-Rundfahrt und Konzert.)

Abfahrt **morgens 8.46 Uhr (Sonderzug).** Rückfahrt von Hamburg 11.40 Uhr abends.

Die Bots können von Freitag ab bis Sonnabend abend im Bureau, Johannisstraße 48, I., gegen Fahrkarten umgetauscht werden.

Das Komitee.

Neue Kartoffeln

Pfund von 10 Pfennig an.

Extra grosse
ff. Salatgurken
Stück 20 Pfennig,
allergrösste nur 25 Pfennig.

Schneeweißer Blumenkohl

Kopf 30, 40 und 50 Pfennig.

Feinste neue grosse
Pariser Wurzeln

à Bund, 45 Stück, 30 Pfennig,

$\frac{1}{2}$ „ 20 „ 15 „

Allerfeinste Tomaten Pfd. 40 Pf.

Großer Kopfsalat 5 Pfg.

Erdbeeren.

Wieder traf heute eine große Sendung französischer Erdbeeren für mich ein und empfehle $\frac{1}{2}$ Pfund 40 Pfennig.

Kirschen $\frac{1}{2}$ Pfd. 25 Pfennig.

Neue australische Tafeläpfel,

erhielt wiederum heute große Sendung, hochfein von Farbe und Geschmack Pfund 40, 60 und allerfeinste Pfund 80 Pfg. In Kisten v. 36 Pfd. bedeutend billiger.

Ferner empfehle

Ananas, Bananen, Zitronen u. v. a. m.
billigst.

Karl Voss

nur

Holstenstraße 6

Fernsprecher 1734.

Zum Frauenwahlrecht.

Von H. Sachse.

Die vor kurzem über das Frauenwahlrecht im englischen Unterhause und in der italienischen Deputiertenkammer geführten Debatten dürften, wenn sie auch zu keinem greifbaren Ergebnis geführt haben, Anlaß genug sein, die Argumente einer kurzen Kritik zu unterziehen, mit denen die Forderung des Frauenwahlrechtes zumeist bekämpft wird.

Vorausgeschickt sei, daß die Frauenwahlrechtsforderung bekanntlich keine spezifisch sozialistische ist, denn sie ist auch von bürgerlichen Politikern, von Liberalen und Konservativen, und schließlich auch von Klerikalen erhoben worden. Vorwiegend sozialistisch ist sie aber, soweit sie in ihrer konsequenten Anwendung auf alle Frauen, ohne Rücksicht auf Standesangehörigkeit, familiäre Stellung und Einkommen geltend gemacht wird.

Ein Einwand, dem man wohl am häufigsten begegnet, und der von den Herren der Schöpfung in einer ebenso lächerlichen, wie widerwärtigen Selbstgefälligkeit ins Treffen geführt wird, ist der, daß das Weib im Vergleich zum Mann geistig minderwertig sei. Zu Urkund dessen beruft man sich darauf, daß es in der geistigen Schaffenswelt kein Werk von fundamentaler Bedeutung gäbe, das einen weiblichen Schöpfer habe. So töricht dieser Einwand in Wirklichkeit ist, denn tausend männliche Durchschnittsköpfe nehmen damit als Verdienst für sich in Anspruch, was das Werk einiger weniger Ausserlesener ist, so verlangt er doch eine Widerlegung, weil er auf den ersten Blick den Anschein der Berechtigung hat, und weil man eben aus der Tatsache, daß die hervorragendsten Kulturwerke Erzeugnisse von Männern waren, auf eine höhere Durchschnittsgebildung des männlichen Geschlechts gegenüber dem weiblichen schließt. Wie verhält es sich nun damit? Zum ersten: Wenn auch die bisherige Kulturentwicklung keine weiblichen Schöpfungen aufzuweisen hat, die den Werken der genialbegabtesten Männer als gleichwertig an die Seite zu stellen wären, so übersehe man doch nicht, daß die geschichtliche Vergangenheit auch Frauen kennt, mit deren Namen sich die Vorstellung von hervorragendem Können und Vollbringen verknüpft. Das Altertum hatte eine Sappho und eine Corinna, das Frankreich der Aufklärung eine Madame de Staël und eine George Sand, zu schweigen von den hervorragenden Frauen der italienischen Renaissance und manchen anderen. Wer aber glaubt, in der Feststellung, daß die bedeutendsten Geisteswerke Männerprodukte sind, ein Argument zu haben, von dem aus mit unumstößlicher Sicherheit auf eine geringere intellektuelle Befähigung des weiblichen Geschlechts im Vergleich zum männlichen zu schließen sei, der übergeht die Prüfung der Bedingungen, unter denen sich geistiges Schaffen vollzieht, der übergeht die Frage, ob diese Bedingungen bisher für das weibliche Geschlecht ebenso günstig waren, wie für das männliche. Diese Frage ist aber entschieden zu verneinen, die soziale Stellung der Frau war bisher, was wohl kaum eines Beweises bedarf, eine viel zu gebundene, um ihr eine volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten zu ermöglichen. Die bisherigen Sittenschaunungen, und die in ihnen wurzelnde Erziehungsweise verwiesen die Frau fast durchweg auf den häuslichen Beruf, auf die Erfüllung der Gattinnen- und Mutterpflichten, wozu in den besser gestellten Kreisen die Erfüllung gesellschaftlicher Obliegenheiten kam. Eine Stimme in der Öffentlichkeit hatte sie nicht und durfte sie nicht haben. Das Wort des Apostels: Das Weib schweige in der Gemeinde, war zum allgemeinen Glaubenssatz auch

für diejenigen geworden, die sich sonst nicht mehr mit dem Dogmenbestande der Kirche einig mußten. Bezeichnend ist es, daß Madame de Staël ihrem Roman „Delphine“ als Motto die Worte voransetzte: „Un homme peut braver l'opinion, une femme doit s'y soumettre“ (Ein Mann kann der öffentlichen Meinung Trotz bieten; eine Frau soll sich fügen.) Wo aber die Entwicklung der Frau, wenigstens der oberen Stände, eine freiere soziale Stellung gab, da gewahren wir auch beträchtlichere Schöpfungen weiblichen Geistes. In eine solche Zeit fallen die Werke einer Madame de Staël und einer George Sand. Das ist gewiß ein Zeichen dafür, daß es nur des Zusammenwirkens günstiger, äußerer Umstände bedarf, um auch die Schaffenskraft des weiblichen Geschlechts zu bedeutenden Leistungen zu steigern. Man begründet den diktatorischen Anspruch, daß das Weib in der Gemeinde zu schweigen habe, noch immer gerne mit dem Hinweis darauf, die Frau gehöre „ihrer Bestimmung nach in ihre vier Wände, dort sei das Reich ihres Schaffens.“ Es sei der „natürliche Beruf des Weibes“, sich häuslich zu betätigen. Die so sprechen, die eine Beschäftigung der Frau mit geistigen und gar mit politischen Dingen sans façon für einen Frevel nicht allein nur an ihrem, sondern auch am ganzen Menschengeschlecht erklären, sind meist Gemüther, deren Analphabetismus ein gleiches Quantum von Einfalt und phyllischer Engstirnigkeit ergeben würde. Wir wissen, wie es mit diesem Einwand gegen eine politische Betätigung der Frau beschaffen ist, wir wissen, daß die Produktionsentwicklung die Frau vielfach längst vom häuslichen Herd und von der Wiege des Kindes vertrieben, und ihr einen Platz neben dem des Mannes am Webstuhl und an der Maschine angewiesen hat, nicht zu gedenken der vielen weiblichen Geschöpfe, für die häusliche Tätigkeit alles andere bedeutet, als das bürgerlich-idyllische Walten der Hausfrau, nämlich ein mühseliges Erwerben von früh bis spät, — wir meinen die Heimarbeiterinnen. Im Jahre 1895 gab es in Deutschland 7,657,350 erwerbstätige Frauen. Es wäre Nonsens, behaupten zu wollen, daß die von diesen Frauen geleistete Arbeit unter allen Umständen besser von Männern zu verrichten gewesen wäre, denn für manche Verrichtungen besitzt die Frau eine viele größere Geschicklichkeit als der Mann. Wir sehen aber durchaus nicht mit Geringschätzung auf die Tätigkeit der Frau im häuslichen Kreise herab, und sind durchaus nicht der Ansicht, daß die häusliche Betätigung ein Grund wäre, die Frau von wichtigen, politischen Rechten auszuschließen. Daß die verheiratete und häuslich tätige Frau kein so brennendes Interesse an dem politischen Leben habe, kann man uns nicht einreden, ebenso wenig, daß es unter allen Umständen durch die politischen Rechte ihres Mannes hinlänglich gewahrt sei. Sind doch Fälle denkbar, in denen ihre Interessen denen des Mannes durchaus zuwiderlaufen, wie beispielsweise im ehelichen Güterrecht, in Fragen der Kindererziehung usw. Wir sind auch ferner nicht so ängstlich, von der politischen Betätigung der verheirateten Frau überall eine Gefährdung des Familienlebens zu befürchten, denn eine Frau, die sich der Pflichten als Gattin und Mutter bewußt ist, wird das Familienleben über ihre politische Betätigung keinen Schaden leiden lassen. Es werden ja nicht gerade die verheirateten oder die Frauen, die noch Mutterpflichten zu erfüllen haben, zu sein brauchen, die ein öffentliches Amt bekleiden, das einen großen Teil ihrer Tätigkeit absorbiert.

Ein weiteres Argument ist gegen das Wahlrecht ins Feld geführt worden. Man hat das Wahlrecht als eine Kompensation der Wehrpflicht betrachtet, und, da man keine Amazonen-Regimenter ausbilden will, es der Frau verjagen zu müssen geglaubt, weil sie keine Waffen trägt.

Dieser Standpunkt ist unter anderem auch von dem konservativen Geschichtsschreiber und Politiker Heinrich von Treitschke eingenommen worden. Findet er nun schon auf Länder, die der allgemeinen Wehrpflicht ermangeln, wie z. B. England, keine Anwendung, so ist er, selbst mit Bezug auf Länder mit allgemeiner Wehrpflicht nicht haltbar, denn auch der nichtgediente Mann hat hier das Wahlrecht, und wenn man konsequent sein wollte, müßte man es wenigstens auf diejenigen Frauen ausdehnen, die als Krankenpflegerinnen die Kriegsgefahren des Mannes teilen. Der erwähnte Standpunkt ist aber das Produkt einer Anschauung, die Kanonen und Gewehre für größere Kulturfaktoren hält, als Pflug und Schmiechhammer.

Zuguterletzt fehlt es nicht an Leuten, die, obwohl nicht ohne allen Respekt vor dem geistigen Können der Frau, doch gerade das politische Gebiet für ein Wirkungsterrain halten, für das die Frau nicht geschaffen ist. Es fehlt ihr, wird gesagt, an dem nötigen Weitblick. Abgesehen aber davon, daß in der Politik meist die naheliegenden Dinge die umstrittensten sind, und es noch keine ausgemachte Tatsache ist, daß die Frau über das Naheliegende die weiteren Gesichtspunkte vergißt, fragt es sich doch ob die Frau nicht das, was ihr an politischem Denken noch fehlt, erwerben kann. So gut, wie das deutsche Mannesvolk seine Reittüchtigkeit bewiesen hat, sobald es im Sattel saß, wird es vielleicht auch das weibliche Deutschland vermögen. Geben wir nur unseren Frauen erst einmal die Gelegenheit, ihre politischen Fähigkeiten zu zeigen. Die Geschichte zeigt uns bereits das Bild mancher geschickten Politikerin, und zwar in der höchsten Staatsstellung, die es gibt, in der des Regenten. Daß die Fähigkeiten dieser Frauen auch von Männern anerkannt werden mußten, beweist z. B. der Umstand, daß Karl der Achte von Frankreich die Leitung der Staatsgeschäfte lange Zeit freiwillig in die Hände seiner Mutter legte und Kaiser Karl der Fünfte, selbst ein staatskundiger Herrscher, nach einander zwei Prinzessinnen seines Hauses zu Statthalterinnen der Niederlande ernannte, wovon die eine, Margaretha von Österreich, mit anerkanntem Geschick die schwierigen Geschäfte in den Niederlanden vertrat. Es sei auch nicht vergessen, daß es eine Reihe von Staaten gibt, in denen das politische Frauenstimmrecht aus dem Stadium des Problems längst herausgetreten und zur Tatsache geworden ist. Es sind dies die nordamerikanischen Staaten Wyoming, Colorado, Idaho und Utah, ferner Chile, Neu-Seeland und Süd-Australien, wozu in unseren Tagen durch die Einführung der neuen Verfassung noch Finland getreten ist. In England, Irland und Schottland haben die Frauen zum Teil das kommunale Wahlrecht, ebenso in Norwegen; in Dänemark hat die Regierung die Anregung zur Einführung des kommunalen Frauenwahlrechtes gegeben. In dem vorgeschrittensten Kulturstaate, in Deutschland, ist man mit der Einführung des Frauenwahlrechtes mit am weitesten zurück. Einen bescheidenen Anfang hat hier Baden gemacht, indem es zu verschiedenen Zweigen der Kommunalverwaltung, wie Armenwesen, Unterrichts- und Gesundheitswesen, Frauen mit Sitz und Stimme zugelassen hat.

Vom sozialistischen Standpunkt muß das Frauenwahlrecht zu allen gesetzgebenden Körperschaften, nicht nur aus dem Prinzip der Gerechtigkeit gefordert werden, sondern auch aus Nützlichkeitsbetrachtungen, weil eine Heranziehung der Frauen zur Mitarbeit an allen gemeinnützigen Betätigungen eine Bereicherung unseres Kulturlebens erwarten läßt.

Der Holzhändler.

Roman von Max Kreher.

98. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

VIII.

In seinem Zimmer angelangt, reinigte sich Dulters vom Staub der Landstraße. Dann setzte er sich an den Tisch in der Nähe des Fensters und trank behaglich den wohlriechenden Kaffee, den Frau Bark ihm schnell gebracht hatte. Munter und frisch, wie er sich nun fühlte, steckte er sich eine neue Zigarre an und ging im Zimmer umher. Es war früher sein Schlafraum gewesen, den er in jener weißen Nacht mit so seltsamer Beklemmung betreten hatte. Wertwirdig, sein Bett hatte durch Zufall dieselbe Stelle erhalten, wo es damals stand.

Er ging und besichtigte die übrigen leeren Zimmer, die der Landstraße zu lagen. Das eine Schlafzimmer war die Kinderstube gewesen. Als seine Schritte dumpf und hohl in dem luftigen Raume widerhallten, blieb er betroffen stehen. Er erinnerte sich ganz genau: dort in der Ecke stand Ottis Bettchen, über das er sich zuerst liebevoll gebeugt hatte, als er so unerwartet zurückgekehrt war. Noch sah er es schlummern, das süße Geschöpfchen, — die sanfte Röte der Ruhe auf den Wangen, das rosigle Mündchen leicht geöffnet.

So mächtig erwachte die Erinnerung in ihm, daß er sich über die leere Ecke beugte, gerade, als wäre alles noch wie damals und er könnte das Kindchen im Schlafe küssen. Tief ergriffen von diesem Spuk, den er sich selbst bereitete, lehnte er sich gegen die Wand, starrte lange vor sich hin und stieß einen langen Seufzer aus.

Schweren, zaghaften Schrittes ging er dann den Korridor entlang, dem früheren Schlafzimmer seiner Frau zu. Genau wie damals öffnete er leise die Tür, als wäre Olga drin und er wollte sie nicht stören. Mit einer gewissen Überwindung trat er ein. Von den Möbeln dieses Zimmers hatte er nichts mit nach Berlin genommen. Alles war auf seine briefliche Anordnung hin nun wieder sorgsam aufgestellt worden. Es hätte ihm doch große Freude gemacht, zu Otti jetzt zu sagen: „Siehst du, so hat deine Mutter gewohnt.“

Kein Groll gegen die Tote war mehr in seiner Brust, nur von dem einen großen Verlangen war er besetzt, seiner

Tochter die ersten Eindrücke an die Mutter zu erhalten. Im Augenblick malte er sich aus, wie sie alles genau besichtigt hätte, gerade wie er jetzt, als er den lebhaften Blick umherfandte. Er schritt auf das Bett zu, das er damals leer gefunden hatte. Dann blieb er vor dem Schreibtisch stehen, auf dem er die angebrannte Zigarette entdeckt hatte, und dabei fand er es sonderbar, daß Lux damals mit Vorliebe Papprossas geraucht haben müsse. Und plötzlich ärgerte er sich, dem Grafen nicht früher schon Zigaretten, statt der üblichen Henry Clay angeboten zu haben, um dabei zu erfahren, weshalb er neuerdings Zigaretten nicht mehr rauche.

Dulters lachte leicht auf. Es ging ja die Rede, daß Männer, die mit Vorliebe Zigaretten rauchten, auch das weibliche Geschlecht besonders liebten. Aber vielleicht hatte sich der Graf in dieser Beziehung im Laufe der Jahre geändert, vielleicht auch hatte er seit jener Nacht ein Paar in seinen Liebesabenteuern gefunden. Zum zweiten Mal lachte Dulters —: wer's glaubte, der wurde fertig. Dann würde jedenfalls das Geld nicht unter den Fingern Lux's wie heißes Blei schmelzen — in Nizza, in Baden-Baden und in Ostende.

Und wie Dulters den Blick durch das offene Fenster richtete, dem Walde zu, wo die Eichen und Buchen ihre üppigen, vom Sonnenlicht durchleuchteten Kronen zeigten, erwachte der Haß gegen Lux in seiner triumphierendsten Gestalt. Und er weidete sich abermals an dem für ihn so herrlichen Gedanken, daß er die Art führte, die diesen stolzen und doch schon so morschen Lebemann mit einem einzigen Streiche fällen werde, gleich dem letzten Stamme auf Luzfelde.

Blötzlich war es ihm, als umfinge ihn dumpfe Schwüle im Zimmer, es besel ihn eine Art Zwangsvorstellung, die ihn das Alleinsein in diesem Raum nicht mehr ertragen ließ. Er mußte ins Freie, mußte Menschen sehen, und so ging er hin.

Gegen Abend, nachdem er mit seinen Angestellten allerlei geschäftliche Dinge besprochen und den Förster für den anderen Morgen wieder ins Haus bestellt hatte, schritt er allein durch die Gärten dem Walde zu. Er hatte große Sehnsucht nach der alten Eiche. Wie der Verbrecher mit Vorliebe den Ort seiner früheren Tat aufzusuchen pflegt, sobald er sich sicher weiß, so zog es Dulters zu der Lichtung hin.

Langsam und doch unsicher, als ginge er auf schwankendem Grunde dahin, schritt er den schmalen Kiesweg entlang, der durch die Blumenanlagen dem Obstgarten zuführte. Es war derselbe Weg, den er in der Unglücksnacht, den Revolver in der Hand, entlang geeilt war. Als er den Obstgarten hinter sich hatte und sich auf dem Streifen Wiese befand, der in sanfter Schwellung zum Walde führte, fühlte er eine seltsame Schwere in seinen Füßen. Es war wie ein Hemmen der motorischen Bewegung, das über ihn kam und ihn zum Stillstehen zwang. Wie seltsam ihm zu Mute war! Noch niemals hatte er solche Angst empfunden, wie jetzt in diesen Minuten. Es war ihm, als ginge er etwas Dunklem, Ungeahntem entgegen, das seine Seele mit Schreien erfüllte.

Die Sonne stand bereits hinter den Bäumen, und warf durch das Laubwerk ihre schrägen, wirbelnden Lichter, die wie blendende Luftsäulen durch die hohen Farren drangen. Nur die Wiese lag im Schatten, auf der Dulters noch immer stand. Langsam ging er wieder weiter mit der Überwindung eines Menschen, der eine Schwächeanwandlung mutig besiegt hat. Er wollte sich gewiß nicht von den dummen Nerven unterkriegen lassen.

Als er den Wald erreicht hatte, blieb er abermals stehen. Wundersame Stille umgab ihn, die nur durch das Klopfen eines Spechtes hoch oben am Stamme einer Buche unterbrochen wurde. Dann raschelte es irgendwo. Ein junger Hase lief über die kahle Wiese dem weitgelegenen Klee-felde zu.

Dulters fiel ein, wie er während seiner kurzen Ehe an schönen Sommerabenden gerade wie heute an der Seite seiner Frau diesen Weg genommen hatte. Zu denselben Bäumen hier hatten sie emporgelächelt, die nur älter und stärker geworden waren. Blötzlich bildete er sich ein, sein Weib sei noch am Leben und folge ihm langsam nach. Und während er so weiterging, schloß er die Augen und rief mit gedämpfter Stimme: „Olga, Olga — so hör' doch!“

Beim Klang seiner Stimme schreckte er zusammen und riß die Augen weit auf. Als er sah, daß er allein war, lachte er laut auf. Es war ein merkwürdiges Lachen, vor dem er selbst erschauerte. Dann bekam er wieder die Gewalt über seine Sinnesstimmung; erregt blickte er sich um, aus Furcht, sein sonderbares Gebahren könnte beobachtet worden sein. Aber dieselbe Stille umgab ihn, in der der Schall seiner knisternden Schritte ihn allein begleitete. Und

Die großen Menschen und die großen Geschehnisse aller Zeiten hat die Phantasie der Nachwelt mit schimmernden Fäden umspinnen und sagenhaft verklärt. Und so erschienen uns die Helden der Geschichte auf hohen Höhen entsetzt, die ihnen die Verehrung aufrichtig aus ihrem und fremden Verdienst, aus persönlichem und nationalem Wesen, aus Wirklichkeit und Sehnsucht. In Garibaldi aber ist die Heldensage Erlebnis geworden. Nahe, greifbar, in der Mittags-Sonne des Tausendjährigen ist sie an die Mitwelt herangerückt. Dieser Mann hat wirklich in seiner eigenen Leichtigkeit das Schöpferwort gehabt um das Höchste an freudiger Thätigkeit zu wecken, in ihm ist der Genius eines Volkes Person geworden und alle Sehnsucht Wirklichkeit. Als ein gewaltiges Werkzeug der Vorsehung muß seine Gestalt den Blänlichen erscheinen, mit diesem Körper, den Unbill und Wunden jeder Art nicht zu töten vermögen, mit dem lauterem, sonnigen Willen, den keine Niedertracht, keine Verwundtheit ablenken kann, unbestechbar, gefest an Leib und Seele. Uns aber, die wir in dem mitleidvollen Aufblick der Menschheit keine vorbestimmende Vernunft erkennen und keine führende Hand, uns muß die leuchtende Gestalt Garibaldis mit Stolz und Zuersticht erfüllen: so winzig und alltagsgefaßt uns dieses Geschlecht oft scheinen mag, in seiner kleinlichen Geschäftigkeit und dumpfen Mühe, es kann sich emporetzen zu gewaltigen Mäßen. Mensch der Erfüllung durch das, was er tat, ist Garibaldi. Mensch der Verheißung durch das, was er war.

Ein stürmischer Leben, gemischt von Gut und Böse, wie wohl das der meisten Menschen. Das Bewußtsein, immer das Gute gesucht zu haben, für mich und die anderen. Und wenn ich manchmal Unrecht getan habe, so war es unfreiwillig. Hassen der Tyrannei und der Lüge, aus der tiefen Ueberzeugung, daß sie der hauptsächlichste Ursprung der Unheil und Verderbtheit der Menschheit sind. Republikaner folglich, denn das ist die Regierungsform der rechtshaffenen Leute, die normale Form, weil die von der Mehrheit gewollte und die daher nicht durch Gewalt und Betrug aufgezungen zu werden braucht. Mit diesen rauen, gebackten Sätzen leitet Garibaldi seine 1872 vollendeten „Erinnerungen“ ein. In diesem Buch, das zu schreiben ihn die Sorge um die Gristen zwang, tritt in scharfen und schlichten Linien seine Persönlichkeit hervor; nicht kompliziert, nicht modern, kristallklar. Aus Seemannsgeschlecht und an der See geboren, zeigt er sich schon als Kind unheilbar gegen den Zwang der Schule in der Buchgelehrsamkeit. Mit anderen Knaben flücht der Bursche vom Vaterhause in einem kleinen Boot, wird aber eingefangen. Durch den Streich sieht der Vater ein, daß der Gang zum Seemannsleben übermächtig ist. Und so bleibt der junge Garibaldi Schiffsjunge und Matrose, und bildet sich zum meisterhaften Seemann aus, bis etwas über ihn kommt, das noch übermächtiger ist und für sein Leben bestimmend werden sollte: der Wunsch, sein Vaterland geüht zu sehen. Er trat dem Geheimbunde „Giovane Italia“ (das junge Italien) bei, gegen den alle Regierungen, auch die des Königreichs Sardinien, mit Blei und Eisen vorgingen. Am 5. Februar 1832 muß er aus Genua fliehen, als Bauer verkleidet, und bald darauf läßt Garibaldi zum ersten Male seinen Namen in einer Zeitung, im „Popolo sovano“ von Marseille, das seine Verurteilung zum Tode abdruckt. Während der Fluchtling in der Hafenstadt den Lauf der Dinge abwartet, bricht die Cholera aus und Garibaldi verbringt seine Nächte als freiwilliger Krankenpfleger in den Cholerabaracken.

Solange in Italien die revolutionäre Bewegung noch schlummerte, trägt sein Schicksal ihn dahin, wo eine opferreiche Revolution in hohen Flammen steht, nach der südamerikanischen Staaten. Hier stellte sich Garibaldi und eine Handvoll Italiener in den Dienst der Republik von Rio Grande, in den Dienst einer hoffnungslosen Sache, die den meisten dieser jungen Himmelsstürmer Entbehrungen und frühen Tod brachte. Als Seeräuber auf kleinen, primitiven Schiffen, als Flüchtlinge oder Verfolger auf den endlosen Steppen oder in den dichten Urwäldern, im Kampf mit Elementen und mit Menschen wird Unglaubliches geleistet und noch Unglaublicheres ertragen. Bei einem Überfall auf sein Korfarenschiff erhielt er eine Kugel in den Hals und bleibt für tot auf Deck liegen. Ohne ihn wissen die Gefährten nicht, welche Richtung sie einhalten, nach welchem Hafen sie steuern sollen. So breitet man vor seinen Augen, die sich für immer zu schließen drohen, die Schiffsfahrkarte aus und der Schwermundete, der nicht sprechen kann, weist mit dem Finger Santa-Fé als nächstes Ziel. In der Folge wird Garibaldi gefangen genommen, nach einem Fluchtversuch ausgepeitscht und an einem Baum aufgehängt, worauf dem schon Halbtoten Ketten angelegt werden. Wieder in Freiheit gesetzt, geht das alte Leben

dazwischen klang noch immer wie ein dumpfes Herinklopfen der Natur die Schnabelarbeit des Spechtes.

Dann war er an der kleinen Lichtung, und merkwürdig: das Gefühl des Grauens war plötzlich von ihm gewichen. Wie im Traum schritt er der Eiche zu, die sich mächtig in der Mitte rundete und ihre Wurzelerhöhung wie Schlängelungen nach allen Seiten in die Erde sandte. Die Hände auf dem Rücken, richtete er den Blick zu der riesigen Laubkrone empor, dann ging er langsam um den Stamm herum, der Jahrhunderten getrotzt hatte.

Am der Felsseite blieb er abermals stehen. Hier zwischen den beiden Wurzeln hatte sie gelegen, als man sie am hellen Morgen fand, die Waffe zwischen den erstarrten Fingern. Wie ein kalter Beobachter blickte er sich und maßerte das Stückchen Erde, auf dem Olgas Blut gestossen war. Eine Art Stumpfsinn hatte ihn plötzlich gepackt, der auf Minuten jedes in ihm erlöschen ließ. Als läge auf der Erde ein starker Magnet, der seinen Blick mit überirdischer Kraft gebannt hielt. — So starren seine Augen immer auf denselben Fleck. Es war ihm, als könnte er so stundenlang stehen und die Zeit abwarten, ob irgend ein Geist aus der Erde stiege, der ihn zur Rechenhaft zöge. Sein Verweilen erregte ihm wie eine Kraftprobe auf seine Nerven, die er aushalten müsse, um hier vom Orte der Tat die Ruhe mitzunehmen, die er in der Ferne bisher niemals bekommen hatte.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem er zum letztenmal hier gestanden hatte. Immer war er von der Furcht gepackt gewesen, er könnte der großen Seelenaufregung unterliegen, wenn er hier erscheine und mit Gewalt die blutige Erinnerung erwecke. Und nun, da er wirklich den Mut dazu gefunden hatte, passierte ihm nichts Unmarürliches, schlug sein Herz nicht einmal auffallend hart.

Während er in einem größeren Bogen wie immer um die Eiche herumging, überkamen ihn allerlei Gedanken. Weshalb litt er zu Hause unter bösen Träumen und schlimmen Visionen, und weshalb nicht hier, dicht an der Stelle, wo er Olga niedergestreckt hatte? War alles nur bloße Gespensterfurcht, Einbildung des erregten Gemüths, die Nerven-erregung eines Schwächlings? Weshalb schlug ihm hier nicht das Gewissen, wo eigentlich der Toten ringende Hände aus der Erde wachsen müßten? Vielleicht kam alles nur daher, daß das Grauen seine dunklen Schatten verlor, wenn man es aufzuheben und es nicht mehr fand. Als er vorhin

wieder an. Bei einem Überfall weilt er mit 18 Gefährten 150 Feinde zurück; bei einem Schiffbruch verliert er all seine Landsleute, darunter zwei seiner treuesten Freunde, Carniglia und Mattia. Weiden ist er zur See in verzweifeltsten Rettungsversuchen, bis sie die Wellen begraben. In den Erlebnissen dieser Jahre ist genug an Wagnen und Erdulden, um Dugende von Durchschnittsleuten auszufüllen.

Nach den Schrecknissen dieses Schiffbruchs fühlt er sich einsam, liebesbedürftig. Er sucht mehr als einen Gefährten für die verlorenen Freunde: er sucht eine Gefährtin für sein Leben. Vom Schiffe aus durchforstet er die Küste von Santa Caterina, bis er bei einem Hause ein junges Weib gewahrt. Die Brautjungfer aus der Ferne genügt ihm und Garibaldi macht sich auf, um Anita zu werben. In seinen Erinnerungen schildert er das erste entscheidende Zusammentreffen: „Wir standen einander gegenüber, beklommen, ohne ein Wort zu sagen, uns gegenseitig betrachtend, wie zwei Menschen, die sich nicht zum ersten Male sehen und die einer in den Fingern des anderen nach einem Kennzeichen suchen, das die Erinnerung auffrischt. Endlich begrüßte ich sie und sagte: „Du mußt die Meine werden.“ Ich konnte wenig Portugiesisch und sprach die tollkühnen Worte in Italienisch. Immerhin — ich war magnetisch in meiner Freiheit. Ich hatte einen Knoten geschlungen, ein Urteil gefällt, das nur der Tod brechen konnte.“ Eine elementare Leidenschaft, etwas Verhängnisvolles, vor dem jede Rücksicht schweigt, hatte sich dieser beiden Menschen bemächtigt. Anita war eines andern Mannes Braut, als sie Leben und Schicksal in Garibaldis Hände legte. „Wenn Schuld dabei war, so war sie meine allein. Und — es war Schuld dabei. Ich zwei Herzen verknüpften sich mit unendlicher Liebe und das Leben eines schuldlosen Menschen wurde dabei zerbrochen.“

Ungehörte Schwierigkeiten erlang Anita an dieses Mannes Seite. Der Mitterschiff nahe, blieb sie auf Deck, während die Kanonentugeln um das Schiff lauteten — mit dem drei Monate alten Säugling im Arm, ohne Nahrung und ohne Schutz gegen Kälte ritt sie mit Garibaldi durch den Urwald, Strapazen erdulnd, denen die Krieger zu Dugenden erlagen. Ihr Mann schreibt von ihr, daß er sich oft im Leben ihren Mut gewünscht hätte.

Der Heldenkampf der Republikaner erschöpfte sich, und die Schaar junger Leute, die sich unter Garibaldi in der herben Schule gefühlt hatte, wandte sich einem anderen Schauplatz zu: was in Amerika abenteuerlich war, weil der Erfolg tiefer geschichtlicher Furchen versagt blieb, wurde in Italien heroisch, wurde die große geschichtliche Tat. Demselben König, dessen Regierung ihn 1834 zum Tode verurteilt hat, stellt sich Garibaldi jetzt (1848) zur Verfügung. Es waren ihrer 61, „junge Veteranen“, wie ihr Führer sie nennt, mittellos, schlecht gekleidet, mangelhaft bewaffnet, aber die Glorie ihres Namens genügte, um in wenig Tagen 3000 Freiwillige um Garibaldi zu scharen. Und nun beginnt ein niederrächtigtes Spiel, das sich immer wiederholte, bis der alte Löwe nach ganzem Werke sich auf die Insel Capvera zurückzog. Die maßgebenden Staatsmänner, Cavour nicht ausgenommen, fürchteten Garibaldi seiner überragenden Persönlichkeit und seines revolutionären Sinnes willen, wollten ihn aber als Werkzeug und Aushängeschild benutzen. Für diesen ersten norditalienischen Feldzug ließ man die in seinem Namen geborenen Freiwilligen garnicht zu ihm stoßen. Die königlichen Kommissäre finden das rote Wollhemd der Garibaldianer zu auffallend, hüten sich aber wohl, andere Mäntel zu besorgen, so daß die Truppen in Leinwandanzügen im Winter dreimal den Appennin übersteigen müssen! Nach diesem Muster wurde immer verfahren. Der Kriegsmminister bestimmt, daß die Legion der Garibaldianer nicht über 500 Mann stark sein dürfe, später erlaubt man ihm, es auf 1000 zu bringen, immer schaniert man ihn mit Order und Kontro-ordre, ruft ihn zum Oberkommando und gibt ihm dann einen untergeordneten Posten. Ja, als die Tausend nach Marsala zogen und Garibaldi in Mailand die Gewehre abholen lassen will, die aus dem Gelde einer öffentlichen Sammlung für seine Truppen angeschafft worden waren, werden seine Abgesandten auf Anordnung Cavour's mit Gewalt verhindert, ihr Eigentum zu nehmen! Man gibt ihnen schließlich ganz elende Waffen, mehr Zirkiegel als Gewehre, bei denen die Mehrzahl der Schüsse versagte. Mit derartigen Waffen hat man nun das Korps ausgerüstet, das die Geschichte neben den Dreihundert des Leonidas nennt. Und als dann 1860 die Garibaldianer in Palermo liegen, sich gegen eine ungeheure übermacht bourbonischer Truppen wehren, da verweigert eine in jenem Hafen verankerte italienische Fregatte jede Hilfe, obwohl der Mangel an Munition so groß war, daß man sie, wie Garibaldi schreibt, gern mit Blut aufgewogen hätte. Dieselbe Angst vor dem Volksführer ließ die italienische Regierung in Aspromonte italienische Gewehre auf Garibaldi richten, eine Tat, die wohl zu den infamsten gehört, deren die Geschichte gedenkt. Auch während des Tiroler Feldzugs, als es Garibaldi ein Leichtes gewesen wäre, Hunderttausend Freiwillige aufzubringen,

durch den Garten geschritten war, hatte er die Vorstellung gehabt, auf der ganzen Lichtung Blut zu sehen, und dazwischen überall das nachschiebende Gesicht seines Weibes mit dem letzten Blick aus den brechenden Augen.

Und nun lag Sonnenschein auf dem Rasen, das helle Grün der Hoffnung lachte ihm entgegen und nirgends war etwas zu erblicken, das auf die Spuren von Mord hingewiesen hätte. Lor, der er war, — der sich jahrelang vor Phantasiengebilden gefürchtet hatte, die nur in seiner Welt der Nerven lebten. Und deshalb sollten diese Bäume fallen, die der Sonnenglut drüben frische Luft zuführten? Lächerlich, wirklich lächerlich! Er hätte ja vor seiner eigenen Dummheit eine Verbeugung machen müssen, wenn er die Art hier angelegt haben würde, um einen schattigen Pain in eine Ebene zu verwandeln.

Mehrmas durchschritt er die Lichtung, wie jemand, der das Bedürfnis empfindet, behaglich einen Spaziergang zu machen. Und je ruhiger es in ihm blieb, je mehr sammelten sich die Kräfte seiner Nerven, bis er wieder der trocken erwägende Mann war, der sich sein Ziel gesteckt hatte. Er richtete die Frage an sich, ob er wohl den Mut finden würde, noch einmal die Tat zu begehen, wenn die gleichen Umstände ihn dazu drängen würden. Und er hob plötzlich den Kopf, und ein lautes „Ja“ kam über seine Lippen. Ein künstlicher Rausch der Befriedigung hatte ihn erfasst, und seine Rechte fuhr gegen die Tasche seines Rockes, wo das Lederfuttermal mit dem Revolver steckte. Er glaubte sich stark genug, seine Ehre noch einmal zu verteidigen.

Pöblich schreckte er zusammen und blickte sich jäh um, gezwungen durch ein Knistern, das aus dem Buschwerk drang. Ein kleines Bauernmädchen, einen Topf in der Hand, suchte nach Beeren. Als es Dulters erblickte, blieb es jaghaft stehen, so daß das rote Röckchen sich wie ein Blutfriesen von dem fatischen Grün abhob.

Dulters brachte kein Wort über seine Lippen. Als hätte er es plötzlich sehr eilig, ging er mit großen Schritten über die Lichtung. Und so nahm er, ohne sich umzusehen, seinen Weg durch die Gärten wieder dem Hause zu.

„Ich habe mir die Sache überlegt, ich werde doch nicht schlagen lassen,“ sagte er am anderen Tage zu Barz. „Wenn meine Tochter hier wohnt, soll der Wald nicht so weit für sie sein.“ Er hatte eine traumlose Nacht gehabt und wunderte sich, daß er gerade hier vom schlechten Schlaf verschont

wären nur wenige Tausend unter Waffen, als die Wiederlage von Custoza herinbrach: die Mehrheit wartete noch im Süd-Italien auf Stiefel und Waffen. Was die Regierung tun konnte, um den blonden Sohn der Revolution zu verberben, der ihr Italien eroberte, das hat sie von Anfang bis Ende redlich getan.

Von den Waffentaten der italienischen Einheitskriege kann hier nicht die Rede sein. Wie Garibaldi die römische Republik verteidigt, wie die Truppen des republikanischen Frankreich für den Papst und gegen die Freiheit kämpften, Garibaldis Flucht und Anitas Heldentod, die Befreiung Siziliens, bei der eine Handvoll Freiwilliger 20 000 bourbonische Soldaten vor sich hertrieb, der Einzug in Neapel, die Schlacht am Volturmo und zuletzt die Niederlage von Mentana — das alles steht mit großen Lettern in den Tafeln der Geschichte und jeder sollte es kennen. Hier sei nur des Mannes gedacht, dessen Todestag heute wiederkehrt und dessen Wesen sich keineswegs erschöpft in seinen Waffentaten. Der uns auf den ersten Blick als Abenteurer mit Kriegsheer erscheint, war zunächst und vor allem ein Mensch von seltener Milde und Güte, in dem das Verantwortungsgefühl so hoch und scharf entwickelt war, daß all sein Handeln einen Riesenaufwand physischer Kraft repräsentiert.

Gewalttat und Grausamkeit waren ihm aus tieffter Seele zuwider. Während des Aufstandes in Rio Grande erhielt er Befehl, einen Gegner durch Blünderung zu strafen. Er schreibt darüber in Aufzeichnungen aus dieser Zeit: „Ich wünsche mir und jedem, der nicht vergessen hat, Mensch zu sein, nie die Verpflichtung zum Mordern zu haben. Obwohl weltläufige Berichte über solche Schandthaten existieren, glaube ich, daß es unmöglich ist, all ihre Gemeinheit und Veruchtheit wiederzugeben. Ich habe nie einen Tag erlebt, an dem ich so viel Kummer und so viel Elend an der menschlichen Familie gefühlt hätte. Die Mühen und Anstrengungen an diesem unglücklichen Tage, um wenigstens die Gewalttaten gegen die Personen zu zügeln, sind nicht zu sagen, nur mit Säbelhieben und unter Gefahr des eigenen Lebens gelang es mir. Aber was das Bestium jeder Art betraf, konnte ich nicht schreckliche Übergriffe verhindern. . . . Endlich, mit Drohungen, Sieben und Niederstichen gelang es, die wildgewordenen Bestien wieder an Bord zu bringen“. Und dieser Mann, der so viele Schlachten gesehen hatte, schrieb 1859 von sich: „Truppen organisieren — widerwärtigste aller Beschäftigungen für mich, der ich eine eingeborene Antipathie gegen das Soldatenhandwerk habe! Für mich, der wohl manchmal Soldat war, weil ich in einem verfluchten Lande geboren wurde, aber immer mit Widerwillen, überzeugt, daß es ein Verbrechen ist, sich gegenseitig abzuschlachten“. Die Sorge für das Leben seiner Soldaten, der Schmerz um jeden einzelnen Verlust hat etwas Mitterliches. So veranlaßt, mußte Garibaldi in Aspromonte, gegenüber den italienischen Soldaten, Befehl geben, nicht zu schießen: er stand fest im „brüderlichen“ Kugelregen, bis er von zwei Kugeln durchbohrt zusammenbrach. „Wer besetzte dich? — singt von ihm Garbucci nach Aspromonte — ach, schweigt doch mit unehelichen Rühmen — dich besetzte die Liebe zum Vaterland — und im Fallen warst du Sieger“.

Und was hat Garibaldi an Demütigungen, an Bitternis, an Unrecht in sich hineingeschluckt, um der nationalen Sache zu dienen! Die Herren, die nachher mit so viel Entschlüssen, ihre Schnauzen in die Krippen“ des geeinigten Staates steckten, behandeln ihn und die Seinen wie räudige Hunde, misstrauen ihm wie einem Missetäter, gehen selbst so weit, seinen Untergebenen Befehl zu geben, ihm nicht zu gehorchen! Ich wüßte von keiner Persönlichkeit in der Geschichte, die mit der Machtfülle dieses Führers begabt, stillschweigend solche Unbill erduldet hätte, um seiner Sache willen.

Dabei war er kein Bisnonar und kein Gottesgläubiger. Das ist fast das Wunderbarste an diesem Wunderbaren: er hielt sich nicht für ein Werkzeug der Vorsehung. Er sah nur Menschenwert um sich herum und ging mit seiner Menschenkraft daran, sein Stück Arbeit zu tun, weil er ein einiges Italien wollte. Auch ein Fanatiker war er nicht. Mit welcher Billigkeit urteilt er über die Feinde, wie erkennt er jede ihrer Leistungen an. Meisterhaft überfallen“ wird er in einem amerikanischen Geheft, er lobt den Kriegsplan der Oesterreicher bei Custoza, die Disziplin der bourbonischen Truppen in Sizilien. Nichts Mütterliches, nichts Bisnonares ist an Garibaldi, nur wahre echte Thätigkeit, nur heißes verantwortungsvolles Wirklichkeitsgefühl. Was sieht er nicht an Weiden um sich erstehen! Weil er aus der Masse die Besten herauskern und ansieht, weil er im einzelnen das Beste weckt und fordert. „In entscheidenden Momenten habe ich immer Truppen gehabt, die mir gehorchten,“ schreibt er, ohne sich deren Verdienst zuzuschreiben.

Leise tretende Diplomate und schmutziger Kleid haben ihm Geheimnisse entgegen gestellt, auch die visionäre Starbheit

geblieben war. Das erschien ihm wie eine Art Ausföhnung mit seinem Schicksal und stimmte ihn fast vergnügt. Das Gespenst an der alten Eiche war nicht erschienen, er konnte also von jetzt ab ungestraft unter den Bäumen wandeln.

Gärtner und Förster, die sich schon gefreut hatten, neue Arbeit zu bekommen, teilten plötzlich die Meinung ihres Herrn, und so fuhr Dulters ab.

Im Januar wurde Ottis Hochzeit gefeiert. Trotzdem Passen seinen Schwiegervater gebeten hatte, nicht zu viel Brunt dabei zu entfalten, ließ sich Dulters diesmal nicht überreden. So gab er denn im Kaiserhof ein glänzendes Festmahl zu achtzig Gedecken. Schon der auswärtigen Geschäftsleute wegen fühlte Dulters die Verpflichtung, sich einmal ganz gehörig von der „Tiergartenseite“ zu zeigen, wie er zu Fräulein von Hünfling gesagt hatte. Für sie sollte dieser Abend zugleich die Bedeutung eines Abschiedsfestes haben, denn sie hatte ihre alte Vorausssagung, sich von Dulters sofort zu trennen, sobald Otti aus dem Hause käme, wahrgemacht.

Zu den Geladenen gehörte auch Rittmeister von Tollen, Niebusch und das Ehepaar Rentlow. Die Bräutigamblinde blühte sich ganz gewaltig seit dem Tage, wo sie aller Welt mitteilen durfte, daß die Heirat ihres Neffen mit der Tochter des reichen Holzändlers ein fait accompli sei. Sie habe es immer gesagt, daß Sonntagskinder Glück hätten, und Hoff sei nun mal eins. Das war ihre stete Nebensart, die sie zugleich mit ihrem Patschullidust ausströmen ließ.

Niebusch jedoch benutzte die erste Gelegenheit, noch vor Beginn der Tafel Passen beiseite zu ziehen, ihm nochmals derbe die Hand zu drücken und dabei zu raunen: „Das hätte ich mir damals doch nicht gedacht, daß Sie so rasch den Goldfisch fangen würden, Vocatus Sie! Aber ich glaube, das hat man bloß die eine Rose gemacht. Wenn ich noch mal jung werden sollte, mache ich's auch so.“

Rassen riet es ihm lachend; dann suchten seine Augen Otti, die strahlend wie die Maifomne sich im Borraume unter einem Himmel von Blattpflanzen und Blumen von einem Kreis festlich geschmückter Frauen bewundern ließ.

„Einer fehlt heute,“ schade,“ sagte der Rittmeister zu Dulters, als beide aufeinanderstießen.

Mazzini hat ihm manchen Schaden und noch mehr Kummer bereitet. Garibaldi's Geburtsort, Nizza, hat italienische Staatsbürger an Frankreich verschachert, damit in dem Leben das Getöse nicht fehle. Gebrochen hat ihn nichts, so schwer auch gerade dieses letzte ihn traf. Und wenn er den Niedergang sah, die losgelassene Hölle der Interessen, die Korruption der Bourgeoisie, die Orgien der Wüste und der Unfähigkeit des dritten Italien, so sah er doch auch darüber hinaus in eine fernere, bessere Zeit. Garibaldi wusste, daß nach der nationalen Einheit etwas Höheres zu erlangen war, erlebte noch die ersten Kämpfe, sah noch die Grundsteinlegung zu dem neuen Bau des Proletariats. Und ein Wort des Großen zielt alle Verammungsfälle und Parteifolale der italienischen Arbeiterenschaft: „Der Sozialismus ist die Sonne der Zukunft.“

Erst die in dieser neuen Sonne reisenden Geschlechter werden die ganze prächtige Menschlichkeit Garibaldi's erfassen, die Lehre seines Lebens voll verstehen können.

Soziales und Parteileben.

Achtung, Lithographen! Laut Beschluß der Lithographen-Konferenz zu Hannover hat sich die Zentral-Kommission für Lithographen, Kartographen und graphischen Zeichnern in Berlin gebildet. Derselbe besteht aus den Kollegen Dominik, Lange und Müller vom Hauptvorstand und den Kollegen Barthel, Gruber, Seilmacher und Wuttke von der Berliner Lithographen-Filiale. (Swaige-Zuschriften sind zu richten an: Paul Lange, Berlin N. 28, Anklamstr. 27, 1.

Die Schließung der Needer unter sich. Aus Königsberg, wo die Hafenarbeiter seit Wochen ausge-sperrt sind, berichtet das Wolffsche Telegraphenbureau: „Im Bord des im hiesigen Hafen liegenden Dampfers „Guahyba“, auf welchem sich auswärtige Steuerearbeiter (b. h. Arbeitswillige. Red.) befinden, entspann sich ein großer Krawall, weil nach Ansicht der Arbeiter durch die Schuld der Schiffsbeamten ein Arbeiter, der nach Schluß der Arbeitszeit den nach der „Guahyba“ fahrenden Transportdampfer verpackt und versucht hatte, schwimmend den Dampfer „Guahyba“ zu erreichen, ertrunken war. Die an Bord befindliche Polizei wachte wachschleimig um Hilfe requiriert. Zwischen den in zwei Parteien getrennten Arbeitern kam es zu einer großen Schlägerei, in deren Verlauf zwei Arbeiter schwer und sieben weniger schwer verletzt wurden. Die Polizei verhaftete vier Räubersführer, worauf allmählich Ruhe eintrat.“

Die Metallarbeiterausperrung in Frankfurt a. M. Die bekanntlich aus Anlaß des Streiks in den Offenbacher Maschinenfabriken inszeniert wurde, ist nun auch in den letzten noch ausstehenden Betrieben perfekt geworden, d. h. soweit die Unternehmer dem Metallindustriellenverbande angehören und demzufolge die Ausperrung mitmachen. U. a. öffneten am Freitag die Adlerfabrikwerke, vormals Heinrich Meyer, ihre Tore; auch dort wurden 60 Proz. der Arbeiter aufs Wasser gesetzt, um die Zahl des bisher Ausgesperrten um rund 1600 zu erhöhen. Prächtig bewährt sich die Solidarität der Berufskollegen in den einzelnen Betrieben. Dort, wo von der Organisation die Parole ausgegeben wird, daß die 40 Proz., welche nicht von der Kündigung betroffen werden, ebenfalls die Arbeit niederzuliegen haben, kommen die Metallarbeiter einmütig dieser Weisung nach. Die Arbeiterenschaft der Lohmeyerwerke hat geschlossen die Arbeit eingestellt. Noch stehen in einer Anzahl von Betrieben die 40 Proz. der Nichtgekündigten Gewehr bei Fuß, doch auch dort harren in den allermeisten Fällen die Arbeiter auf den Moment, wo auch sie helfen, von der Organisation die Parole zu erhalten, in Aktion zu treten. Auch hier läßt sich ohne große Prophetengabe schon voraussagen, daß die ganze Ausperrungsaktion der Schachmacher wieder einmal zur Stärkung der Arbeiterorganisation beitragen wird.

Die Ausperrung der Maurer in Gera ist beendet. Die Unternehmer haben einen Stundenlohn von 45 Pfg. bewilligt; die nächsten Jahre wird ein Zuschlag von je 1 Pfg. pro Stunde gewährt. Der neue Tarif läuft bis 1909.

Fortschritte im Schneiderverband. Der Verband der Schneider und Schneiderinnen, der im Jahre 1888 aus lokalen Fachvereinen und dem Keisenunterstützungsverband gegründet wurde, hat im letzten Jahrzehnt eine erfreuliche Aufwärtsbewegung zu verzeichnen. Seine Mitgliederzahl stieg von 8379 im Jahre 1895 auf 36 073 Ende 1906 und hat jetzt das achtunddreißigste Tausend erreicht, wenn nicht schon überschritten. Auch die Zahl der weiblichen Mitglieder wächst, wenn auch langsam, so doch stetig. Im Jahre 1895 waren 458, jetzt sind 3712 weibliche Mitglieder vorhanden. Wenn also auch gute Fortschritte gemacht wurden, so steht das Gros der Konfektions- und Schneiderinnen doch immer noch der Organisation fern. Auch diese Massen noch heranzuziehen, wird die Aufgabe des Verbandes für die nächste Zeit bilden. Interessant ist eine im Verbandsorgan, der „Fachszeitung für Schneider“, gegebene Zusammenstellung der Einnahme-Summen, die aus den ordentlichen Beiträgen der Mitglieder geflossen sind. Danach haben in den letzten sieben Jahren ohne Extrasteuern die männlichen Mitglieder 1 485 807,71 Mk., die weiblichen 39 260,04 Mark aufgebracht, was zusammen 1 525 067,75 Mk. ergibt. Was die Leistungen des Verbandes betrifft, so hat er in den letzten sieben Jahren für Unterstützung der verschiedenen Art, Lohnbewegung, Fachzeitung und Agitation den ansehnlichen Betrag von 1 092 934,16 Mk. ausgegeben. Dazzu kommt noch ein Betrag von 895 089,20 Mark, den an Prozenten die Mitgliedschaften zur freien Verfügung am Ort zurückbehalten. Der Kassenbestand der Hauptkasse betrug Anfang 1907 166 490,21 Mk. Bedeutend war 1906 die Zahl der Lohnbewegungen. In 122 Orten wurden in 66 Fällen Forderungen an die Unternehmer gestellt. Die in Betracht kommenden Unternehmer, an die in den 66 Fällen Forderungen gestellt wurden, beschäftigten 18 228 Arbeiter, also eine ganz ansehnliche Zahl, der die erzielten Erfolge zu gute kamen. Der Erfolg war bei den 66 Lohnbewegungen und Angriffsstreiks in 63 Fällen ein voller, während in 3 Fällen ein teilweiser Erfolg erzielt wurde. Auch zwei Abwehrstreiks endeten mit vollem Erfolg für die Arbeiter. Erreicht wurde für die beteiligten Gehilfen eine Verkürzung der Arbeitszeit von 6298 Stunden pro Woche und eine Lohnerhöhung von 29 701 Mk. pro Woche. Das sind ganz ansehnliche Erfolge und Fortschritte, die der Verband der Schneider und Schneiderinnen aufzuweisen hat. Daß sie nicht noch größer sind, daran sind die laufende Konfektionsarbeiter und Arbeiterinnen schuld, die dem Verbands noch fernstehen.

Zentralverband der Stallschweizer Deutschlands. Eine neue Organisation, die auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht, hat sich mit Anfang April gegründet, die ihren Sitz in Halle a. S. hat. Es ist dies der Zentralverband der Stallschweizer Deutschlands. Der Verband gewährt seinen Mitgliedern vollständig gebührenfreien Nachweis offener Stellen, in unverschuldeter Notlage durch Vorstandsbeschluß den Verhältnissen anpassende und angemessene Unterstützung, gegen ungerechtfertigte Angriffe unentgeltlichen Rechtsschutz, in Rechts- oder sonstigen Bedürfnissen durch die Redaktion des Verbands-

organs kostenlose Auskunft gegen den geringen Mitgliedsbeitrag von 1,80 Mark pro Jahr. Jeder Stallschweizer kann nach vollendetem 16. Lebensjahre Mitglied werden, und ist zu hoffen, daß die junge Organisation recht gute Fortschritte mache. Dem gerade bei diesem Verufe bleibt noch sehr viel zu wünschen übrig. Ein Hauptnachsatz ist das Vermittlerwesen, das den Schweizern jährlich viele Tausende von Mark aus der Tasche holt, ohne je eine Gewähr für die Erfüllung der gemachten Verpflichtungen zu bieten. Dem will nun der Verband entgegenwirken durch Errichtung von kostenlosen Arbeitsnachweisen an allen Zählstellen des Verbandes.

Zurückweisung von Gewerkschaftsbeamten vor dem Gewerbegericht. Wiederholt ist Arbeitersekretären und Gewerkschaftsbeamten gegenüber von dieser Verfügung des § 31 des Gewerbegesetzes, der bestimmt: „Personen, welche das Verhandeln vor Gericht geschäftsmäßig betreiben, werden als Prozeßbevollmächtigte oder Beistände an dem Gewerbegericht nicht zugelassen“, unter der Annahme Gebrauch gemacht, sie trieben das Verhandeln vor Gericht, wenn auch ohne Entschädigung, so doch häufig, also geschäftsmäßig. Eine solche Auslegung des § 31 widerspricht dem Zweck desselben durchaus. Den Gipfelpunkt in der Handhabung des § 31 gegen Gewerkschaftsbeamte dürfte aber das Gewerbegericht von Keichenbach in Schlesien erreicht haben. Dort hatte sich eine Anzahl Textilarbeiter wegen angeblichen Kontraktbruches während des letzten Streiks zu verantworten. Der Kontraktbruch dattiert bereits vom 27. April — ein Beweis, wie prompt das Gericht arbeitet. (Sintige andere Arbeiter sind wegen desselben „Verbrechens“ erst zum 29. Mai geladen!) Als ihre Vertreter hatten die beklagten Arbeiter ihren Gaulleiter aus Liegnitz und den Vorsitzenden ihrer Zahlstelle gewählt. Das Gericht aber ließ sie nicht zu, weil — sie „geschäftliche Gewandtheit“ besäßen, die vielleicht dem klagenden Gegner (einem Textil-millionär) nicht eigen“ sei. Das falle unter den § 31 des Gewerbegesetzes, der solche Vertreter ausschalte, die die Vertretung „geschäftsmäßig“ betreiben! Aber damit noch nicht genug: Anlaß nun die Verhandlung zu vertagen, bis die Beklagten anwesend waren, erklärte das Gericht die Beklagten als nicht anwesend und als nicht vertreten und erließ gegen jeden beklagten Vertreter ein Verurteil, wonach sie pro Kopf M. 5,40 an den Millionär zu zahlen haben! Die Aufhebung des angezogenen Teils des § 31 dürfte gegenüber der in der Art seiner Handhabung liegenden Rechtsverfälschung dringend am Plage sein.

Warnung für Stuttkatze. Wegen der Konflikte in deutschen Baugewerbe sind Stuttkatze aus Berlin und anderen Orten nach Schweden gekommen, um Arbeit zu erhalten. Die Verhältnisse im schwedischen Stuttkatzegebiet sind jedoch solche, daß Zuzug fernzuhalten ist. Die Arbeitsgelegenheit ist nicht größer, als daß die schwedische Arbeitskraft das Bedürfnis voll decken kann. Nur wenigen können wir Unterstützung geben.

Der Vorstand des Schwedischen Stuttkatzeverbandes. Emil Petersen. Antt Grifflin.

Zum Streit der Seelente in Rotterdam. Die Abteu-lung Rotterdam des Allgemeinen Niederländischen Verbandes der Seelente hat, wie schon kurz gemeldet, für die Frachtschiffahrt den allgemeinen Ausstand erklärt. Die Ausständigen verlangen eine Lohnhöhung und Einführung eines Arbeitsvertrages. Der Ausstand der Seelente umfaßt alle holländischen Dampfer mit Ausnahme derjenigen der Holland-Amerika Linie, des Rotterdamischen Lloyd und der Batavier Linie. Ginkweilen sind, wie das „W. L. N.“ mitteilt, von dem Ausstand nur einige Dampfer betroffen, weil die Mannschaften für die Binnenschiffahrt für mehrere Fahrten angemustert worden und an 14-tägige Kündigungsfrist gebunden sind.

Der Generalstreik der eingeschriebenen Seelente Frankreichs richtet sich, wie schon erwähnt, nicht gegen die Reederei, sondern gegen die Regierung. Diese hatte für die eingeschriebenen Seelente der Handelsmarine, die in Frankreich eine Art Reservearmee für die Kriegsmarine darstellen und verpflichtet sind, sich im Falle eines Krieges zur Verfügung zu stellen, endlich die schon lange gewünschten Alterspensionen festgelegt, aber dabei die Wünsche der Seelente in bezug auf Höhe und Bezugsberechtigung der Pensionen unberücksichtigt gelassen. Da alle Interventionen der Seelente nichts halfen, blieb ihnen nur der Streik übrig. Aus Marseille wird berichtet: Der Ausstand der Seelente ist ein vollständiger. Sämtliche Schiffe sind ohne Mannschaften. Ein Zwischenfall ist nicht vorgekommen. Der Dampfer „Shamrock“, fünf Torpedoböiger und mehrere Torpedoböiger sind hier eingetroffen, um den Postdienst und den Transport leicht verderblicher Waren zu sichern.

Proletarische Solidarität. In Rom trafen die Kinder von ausländischen Arbeitern der Hochöfen in Terni ein. Sie werden bei Arbeiterfamilien untergebracht. Zum Empfang der Kinder hatten sich zahlreiche Arbeiter eingefunden. Wie die Depeschen-Bureaus zu melden wissen, soll es bei der Ankunft der Kinder zu lärmenden Kundgebungen und im Anschluß daran zu Zusammenstößen mit der Polizei und dem Militär gekommen sein, wobei angeblich 11 Sicherheitsbeamte, unter ihnen ein Polizeileutnant, leicht verletzt wurden, während von den Arbeitern 5 leichte und 1 ziemlich schwere Verletzungen erlitten.

In dem Ausstand der Eisenbahn-Angestellten in Buenos Aires ist es zu einer Einigung zwischen den Gesellschaften und den Mechanikern und Heizern gekommen. Die Arbeit ist Montag wieder aufgenommen worden. Die Regierung bereitet einen Gesetzentwurf vor, der bei Konflikten zwischen den Eisenbahn-Verwaltungen und den Angestellten schiedsgerichtliche Entscheidung vorschreibt.

Internationaler Sozialistischer Kongress Stuttgart 1907. Der Internationale Sozialistische Kongress findet in Stuttgart vom 18. bis 24. August 1907 statt. Das unterzeichnete Komitee teilt mit, daß die Anmeldungen der Teilnehmer am Kongress nunmehr erfolgen sollten, damit rechtzeitig die Wohnungen belegt werden können. Die Preise für ein Bett pro Tag liegen zwischen 1,50 Mk. und 3 Mk. ohne Frühstück. Für Frühstück (Kaffee, Tee oder Schokolade mit Butter und Brot) wird im Durchschnitt 75 Pfg. bis 1 Mk. berechnet. Für Mittagessen 1,50 Mk. bis 2,50 Mk. Das Nachtessen wird in der Regel à la carte genommen. Die Preise sind die gleichen wie in den Großstädten Europas.

Soweit als möglich sollen die Teilnehmer am Kongress je nach ihrer Nationalität gemeinsam in geeigneten Hotels untergebracht werden, was den Verkehr der Genossen untereinander wesentlich erleichtern dürfte. Die Stuttgarter Hotels liegen sämtlich in der Nähe des Bahnhofes und des Kongresslokals.

Stuttgart, 27. Mai 1907.
Für das Lokalkomitee:
S. Dieh.

Am 9. Juni findet in Brüssel eine Sitzung der Mitglieder des Internationalen Bureau's

statt. In dieser Sitzung wird auch die provisorische Tagesordnung des Internationalen Kongresses festgestellt werden, deren Veröffentlichung unmittelbar anschließend erfolgen wird.

Eine Krise ist im Sozialdemokratischen Verein zu Halle a. S. ausgebrochen. Sie kam in der Amtsüberlegung einer Reihe von Vorstandsmitgliedern zum Ausdruck. Über die Gründe unterrichtet der Bericht des „Vollblattes“ nicht. Auch eine Ausführung, die der Bericht den Genossen I hiele tun läßt, verbreitet darüber keine Klarheit. Er führte danach die Krise im Parteileben auf die beiden Auffassungen über die Parteitaktik zurück, von denen die eine von der alten Taktik, die unter dem Schandgesetz angewandt werden mußte, nicht abgehen will, während die zweite die Erledigung der Geschäfte auf wirklich demokratischer Grundlage verlange. Er stellte folgenden Antrag:

Die heutige Versammlung wähle eine Kommission von fünf Mitgliedern, welche der bevorstehenden im Juli stattfindenden Parteiverammlung im Juli Vorschläge zu unterbreiten hat auf Überführung der Genossenschaftsdruckerei in Parteieigentum und auf Befestigung aller störenden Einflüsse, durch welche die frische Entwicklung des Parteilebens gehemmt wird.

Der Antrag wurde nach längerer Debatte, an der die Genossen Ebeling, Groß, Fröhlich und Albrecht die eine, die Genossen Böh, Thiele und Gräfe die andere Seite bildeten, mit 118 gegen 95 Stimmen abgelehnt. Mit der Überführung der Druckerei in das Eigentum der Partei waren jedoch im Prinzip alle Gegner einverstanden. Für die ausstehenden Vorstandsmitglieder wurden andere Genossen gewählt.

Die Einheitschule.

he. „Unser Schulwesen ist immer darauf bedacht, die Gegensätze zu verschärfen. Wir trennen in den Volksschulen die Konfessionen, scheiden die Geschlechter, scheiden das Volk selbst von den höheren Klassen.“ Diese Anklage erhob neulich auf dem Allgemeinen Tag für die deutsche Erziehung in Weimar Dr. Gruhn in seinem Vortrag über die Notwendigkeit der Einheitschule.

Eine Stimme des Predigers in der Wüste. Weniger als je ist das heutige Bürgertum gewillt, dieser von namhaften Pädagogen seit lange gestellten Forderung entgegenzukommen. Haben doch die preussischen National-liberalen sogar in bezug auf die konfessionelle Simultanschule, auf die sie programmatisch festgelegt waren, vor der liberal-konservativen Reaktion den Rückzug angetreten. Vollends von der Aufhebung des Klassen-gesetzes in der Volksschule will der gesamte Liberalismus von Haus aus nichts wissen. Dem wohl-situierten Bürgertum geht es wider den Strich, daß seine Kinder mit den Kindern des Proletariats gemeinschaftlich Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, auf derselben Schulbank sitzen und mit ihnen kameradschaftlich verkehren sollen.

Die Einheitschule wird allein vom sozialdemokratischen Programm gefordert: „Obligatorischer Besuch der öffentlichen Schulen.“ Wozu die Erläuterungen sagen: Wenn alle Kinder, ohne Rücksicht auf die Stellung ihrer Eltern, eine Schule zu besuchen gehalten sind, dann erst werde die Volksschule die natürliche Vorstufe sein für die höheren Unterrichtsstufen und den unmittelbaren Übergang des Befähigten von jener zu dieser ermöglichen. Heute trägt die Volksschule durchgängig den kapitalistischen Stempel an der Stirn, sie ist in der Regel ihrem Wesen nach immer noch Armenschule, welche die notdürftigsten Anjungsgründe einiger Fächer unzulänglich lehrt. Der gesetzlich festgestellte allgemeine Zwang zum Besuche der Volksschule würde diese auf einen höheren Stand heben, ihren Klassencharakter auslöschen und sie zugleich umwandeln in eine Vorbereitungsanstalt für die weiteren Bildungsstufen.

Keine Frage: der Aschenbrödelcharakter der Volksschule würde verschwinden, wenn auch die Jugend der Wohlhabenden in den ersten Unterrichtsjahren auf sie angewiesen wäre. Mit der Knausererei der Gemeinden und des Staates, welche in den Schulbauten und Lehrmitteln, wie in der Überfüllung der Klassen, im Lehrplan und in der Lehrerbildung, vielfach zu unerquicklich zu Tage tritt, würde dann endlich gebrochen, denn an einem tüchtigen Unterricht ihrer eigenen Jugend und einer angemessenen Einrichtung der Lokaltäten hat die Bourgeoisie lebhaftes Interesse.

Auch eine Milderung und Abschleifung der Klassengegensätze wird von wohlmeinenden Pädagogen geltend gemacht, doch versprechen wir uns davon nicht sonderlich viel. Was die Einheitschule in dieser Beziehung gut macht, verdirbt wieder größtenteils der häusliche Klassendünkel, und in späteren Jahren das Ausbeuterinteresse.

Von den Gegnern der Einheitschule wird namentlich eingewendet resp. vorgeschützt, daß alsdann der Unterricht in fremden Sprachen, die für die akademische Laufbahn erforderlich sind, um mehrere Jahre hinausgerückt werden müßte. Von hervorragenden Schulmännern wurde aber längst eingesehen, daß es gar nicht wohlgetan ist, den Fremdsprachunterricht schon in zarter Jugend beginnen zu lassen, und daß fremde Sprachen viel leichter und rascher und obendrein gründlicher, verständnisvoller erlernt werden, wenn einmal der Organismus entwickelter und kräftiger ist; was Schreiber dieses erfahrungsmäßig bestätigen kann. Was in früher Jugend nur unter Qualen des Lehrers wie der Schüler eingetrichtert werden kann, und zwar mehr formell, ohne innerliches Erfassen, das geht später weit müheloser, vielfach spielend, und prägt sich dem Gedächtnis tiefer ein, weil mehr Empfänglichkeit für den Geist der Sprache alsdann vorhanden ist. Der fremdsprachliche Unterricht im Alter unter zehn oder zwölf Jahren ist für durchschnittlich begabte Kinder eine wahre Qual, was oft genug ihr Aussehen verrät und ihre Befreiung von dieser Qual ist daher ein Argument für die Einheitschule.

In Nordamerika ist die Einheitschule längst eingebürgert. Die für alle Gesellschaftsklassen gleiche Volksschule entläßt ihre Schüler sogar erst mit dem vierzehnten Jahre. Erst dann beginnt für die, welche für einen höheren Beruf bestimmt sind, der vierjährige Kursus der „High School“, was nicht „Hochschule“ bedeutet, wie vielfach falsch verstanden wird, sondern „Höhere

Schule", welche unseren Realschulen und Gymnasien entspricht.

Und dort besteht die Einheitschule auch für beide Geschlechter in den Volks- und höheren Schulen, nur nicht in den unseren Universitäten entsprechenden "Kollegen". Daß diese "Coeducation" (gemeinschaftliche Erziehung) in sittlicher Hinsicht weit vorteilhafter ist als die Geschlechtertrennung, hat Ludwig Fulda in dem vorigen Jahr erschienenen Buch über seine Amerikatour ausführlich dargelegt. Der offenkundige Erfolg, sagt er, schlägt alle Einwände zu Boden, denn er besteht in nichts geringerem als in einer segensreichen sittlichen Hygiene. Durch die ängstliche Scheidewand, die bei uns schon in der Kindheit zwischen den beiden Hälften der Menschheit aufgerichtet ist, werde die Unbefangenheit im beiderseitigen Verkehr, noch bevor die Sinne sich regen, bedenklich getrübt.

Man wird da an folgenden Fall erinnert. Ein Pfarrer ging einmal an einem Bach vorüber und bemerkte, daß einige kleine Buben mit Mädchen zusammen badeten. Er stellte sie heftig deshalb zur Rede. Da versicherte so ein kleiner Bengel treuherzig, sie hätten gar nicht gewußt, daß die anderen Badenden Mädchen wären, denn diese hätten keine Kleider angehabt.

Auch in Dänemark und in Skandinavien ist die Einheitschule mit nachweislich bestem Erfolg seit etwa einem halben Jahrhundert eingeführt.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein Feuertuchmann als Brandstifter. Vor dem Schwurgericht zu Braunshweig hatte sich dieser Tage der Arbeiter Schröder aus Lehe wegen vorsätzlicher Brandstiftung zu verantworten. Am 9. März war in Sr. Brunsrode ein Feuer ausgebrochen, und Sch. war mit der Feuerwehr dorthin ausgerückt. Nachdem der Brand gelöscht war, ging die Feuerwehr in die dortige Wirtschaft, um mit Treibholz nachzuliegen. Hierbei benahm sich Schröder demmaßen unmäßig, daß er hinausbefördert werden mußte. Damit sich nun die übrigen nicht ungefördert der Meiserei hingeben sollten, steckte Schröder eine Scheune in Brand, die denn auch völlig niederbrannte. Ein Nachbarhaus konnte nur mit Mühe gerettet werden. Der Verdacht lenkte sich sofort auf Schröder, und dieser gestand auch nach einigem Zögern die Tat ein. Die Geschworenen sprachen Sch. der vorsätzlichen Brandstiftung schuldig, bejahten aber die Frage nach mildernden Umständen. Er wurde darauf zu 2 1/2 Jahren Gefängnis verurteilt.

Eine nette Wärterin. Im Prozeß gegen die Wärterin Babel Seiler, die sich wegen fahrlässiger Tötung und Verwahrlosung von Kindern im Berlach der Erholungsheim zu verantworten hatte, lautete das Urteil der Strafkammer in München auf sechs Monate Gefängnis, vier Wochen Haft und 70 Mk. Geldstrafe.

„Der ganze Fraß“.

Reichstagsabgeordnete hatten kurz vor Vertagung des Reichstags die Schießübungen mit Maschinen-Gewehren auf dem Jüterbocker Übungplatz besucht. Auch sozialdemokratische Abgeordnete nahmen daran teil, darunter Genosse Bebel. Anstatt nun etwas über die furchtbaren Eindriffe zu veröffentlichen, welche die gestittet und menschlich fühlenden Abgeordneten den widerlichen Wirkungen der modernen Kriegstehnik gewannen, gefällt sich die bürgerliche Presse darin, höchst läppische Anekdoten von dem Frühstück im Offizierskasino zu erzählen, das sich an die Besichtigung angeschlossen. Da sei Genosse Bebel, so hebt die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ mit dem ganzen Bildungsstolz eines reichgewordenen Wurstfabrikanten hervor, durch seine guten Manieren angenehm aufgefallen. Er habe sich wiederholt über die ungeheure Einfachheit lobend ausgesprochen, die im Offizierskasino herrsche und die er nicht erwartet hätte. Dann wird ein jüngerer Offizier gemalt, dem der Kasino-Mitglied der „Rheinisch-Westfälischen Ztg.“ schmeichelhafter Weise eine so unglückliche Unwissenheit nachsagt, daß er den Führer der größten deutschen Partei nicht gekannt hätte und ahnungslos mit dem gemütlichen alten Herrn geplaudert hätte. Inbesonderem habe der Offizier seinem Nachbarn versichert, sonst gehe es noch einfacher zu, da fehle beim Frühstück sogar der Heringssalat.

Die ganze schöne Geschichte erweist sich schon deshalb als eine höchst witzlose Uebertreibung — man ist doch erstaunt, daß die Unternehmungs-Intelligenz des Rheinisch-Westfälischen Industriegebietes an solch geistiger Kost Gefallen finden kann! — als es sich um gar kein Frühstück handelte, das die Offiziere den Abgeordneten gegeben hätten, sondern vielmehr um die Aufstellung eines simplen kalten Buffets, das das Reich bei solchen parlamentarischen Besichtigungsreisen aus einem dazu bestimmten Fonds zur Verfügung zu stellen pflegt. Wenn also Bebel über die Einfachheit erstaunt gewesen sein soll, so hätte er sie nur darüber äußern können, daß das Reich in der Verpflegung der Volksvertreter bei ihrer durch ihre Amtspflicht gebotenen Tätigkeit so spararm ist.

Aber ein Körnchen Wahrheit ist doch in der Rheinisch-Westfälischen Kasino-Notiz enthalten. Einer der Offiziere äußerte nämlich, wie erzählt wird, wirklich den Wunsch, die Abgeordneten und auch den Genossen Bebel bald wiederzusehen. Bebel, der als guter Sozialdemokrat keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um für unsere Sache Propaganda zu machen, hatte in einem Kreise von Offizieren unsere Anschauungen über das Militärwesen entwickelt. Daraufhin äußerte beim Abschied einer der Offiziere den Wunsch eines baldigen Wiedersehens. Unsere Abgeordneten waren ein wenig erstaunt über diesen Wunsch. Sollten die Jüterbocker Offiziere wirklich so viel Interesse an Erörterungen über die ernstesten Probleme des heutigen Völkerdaseins haben? Aber die Aufklärung folgte alsbald. Strahlend vor Vergnügen bemerkte einer der Offiziere zur Begründung des ungewöhnlichen Verlangens, sozialistische Abgeordnete in ihrem Kasino zu sehen: „Dann haben wir nämlich den ganzen Fraß frei“.

Der Gute besaß nämlich das schöne Maß von Einfachheit, sich recht von Herzen zu freuen, daß die Offiziere als Gäste des Reiches ihr Frühstück nicht zu bezahlen brauchten.

Das ist die Wahrheit über das Kasinofrühstück in Jüterbock. Wenn es den Reichslügenverband nicht gäbe, der vermutlich mit der Jüterbocker Bebel-Fabel für Jahre hinaus hausieren gehen wird, so brauchte man wahrhaftig nicht die Wahrheit über solche gleichgültigen internen Vorgänge festzustellen. Immerhin bildet der Vorgang in seiner Art ein kleines kulturgeschichtliches Zeugnis für die Psychologie preussischer Offiziere. Die seltsame „Einfachheit“ liegt freilich nicht im Essen.

Aus Nah und Fern.

Brandunglück. In der Wohnung der Frau Lyminski in der Frankfurter Allee in Berlin brach gestern früh ein Brand aus. Als die Feuerwehr erschien, sprang die 12jährige Tochter aus einem Fenster in den Hof. Die Mutter, die schwere Brandwunden erlitt, wurde mit der mechanischen Leiter heruntergeholt. Mutter und Kind wurden schwer verletzt.

Aus der Kaserne. Eine Kasernentragedie hat sich kürzlich in Prenzlau ereignet. Der Muskettier Schröder hatte sich als Bursche verschiedene Unterschlagungen zu schulden kommen lassen. Aus Furcht vor der grauenhaften Strafe, die Militärgerichte über derartige Vergehen von Untergebenen zu verhängen pflegen, erschloß sich der bedauernswerte junge Mann auf dem Boden der Kaserne mit einem alten Gewehr. Seine Leiche war durch den Schuß entsehtlich verformt. — Zum Selbstmord des Muskettiers Schröder in Mainz melden die Blätter: Die Selbstmord-Affäre wird eine Untersuchung nach sich ziehen, da sich in der Kaserne Vorfälle ereignet haben sollen, die mit dem Selbstmord des unglücklichen Mannes in engstem Zusammenhange stehen. Wie uns noch gemeldet wird, hat der Soldat kurz vor dem Selbstmord mit Bleistift an ein eisernes Tor, in dessen Nähe sein Standort sich befand, folgendes geschrieben: „Unteroffizier Block und Sergeant Eckel werden doch jetzt zufrieden sein. Muskettier Seibert 7./117. Gruß an meine Mutter.“

Bootsunglück. In Löben (Ostpr.) kenterte am Sonntag vormittag auf dem Löwentinsee ein Segelboot mit fünf Insassen; eine Dame und ein Gymnasiast ertranken; die drei anderen wurden gerettet.

Ein schweres Grubenunglück hat sich, wie aus Sangerhausen telegraphiert wird, auf der Grube „Flußschacht“ in Kottbörde ereignet. Dort wurde eine Anzahl Bergleute durch abstürzende Flußpatmassen verschüttet. Zwei Bergleute aus Mfrungen wurden getötet, ein dritter lebensgefährlich verletzt. Die übrigen in der Grube arbeitenden Bergleute wurden gerettet.

Eifersuchts-Drama. In Benzig schoß auf offener Straße der Schlosser Duback seine Geliebte nieder und verübte dann Selbstmord. Das Mädchen wurde lebensgefährlich verletzt. Das Motiv dürfte Eifersucht sein.

Folgen eines Streites. In Essen entstand in der Nacht zum Montag auf der Regelhahn zwischen italienischen und einheimischen Arbeitern ein Streit. Als der Vertreter des Wirtes Ruhe stiften wollte, feuerte ein Italiener mehrere Revolverkugeln auf ihn ab, von denen einer tödlich war. Der Attentäter entfloh und wurde von einem Radfahrer und anderen Personen verfolgt. Als der Radfahrer den Italiener festnehmen wollte, schoß dieser dem Radfahrer in die Schulter. In dem Tumulte gelang es dem Italiener, zu entkommen.

Revolverhelden. Unbekannte griffen am Sonntagabend in Le Bourget auf der Straße eine Gruppe junger Leute, die zu einem Jünglingsverein gehören, mit Revolverkugeln an. Mehrere Personen, darunter der Vorsteher des Vereins, Abbe Firmerie, wurden verwundet; ein Verwundeter erlag nachts seinen Verletzungen. Eine Untersuchung wurde eingeleitet.

Alter schützt vor Torheit nicht. Der 50jährige Schauspieler Nathansen aus Kopenhagen schoß in einem Hotel in Kalborg aus Eifersucht zwei Revolverkugeln auf seine Gattin, die 30jährige Schauspielerin Gerda Krum-Nathansen ab und verwundete sie schwer am Kopfe und an der Seite. Darauf tötete sich Nathansen durch einen Schuß in den Kopf.

Erstochen. In Oberbilk bei Düsseldorf wurde ein Ziegeleiarbeiter mit zahlreichen Messerstichen ermordet aufgefunden. Der Täter ist noch nicht ermittelt.

Blitzschlag. Die Ortschaft Waik bei Graz wurde durch ein furchtbares Unwetter heimgesucht. Der Blitz schlug in ein Haus, tötete den Besitzer und verwundete seine Frau und zwei Kinder. Die übrigen Personen kamen mit dem Schrecken davon.

Es war nichts mit dem Attentäterich. Der vor einigen Tagen in Haft genommene Adam Sanger, der mit dem neulichen Bombenattentat in Offenbach a. M. in Verbindung gebracht wurde, ist am 30. Mai auf Verfügung der Staatsanwaltschaft in Darmstadt aus der Haft entlassen worden. Die Untersuchung ergab keine Beweise für seine Täterschaft.

Zu letzten Prüfungsjahre sind für das Deutsche Reich Approbationen und Befähigungszugnisse nach amtlicher Mitteilung erteilt: 845 Ärzten, 203 Zahnärzten, 598 Apothekern, 79 Nahrungsmittelchemikern.

Gienbahnunglück. In der Nacht zum Sonntag stürzte, wie aus Salzburg gemeldet wird, ein Personenzug infolge Fortweichens einer Brücke bei der Station Hüttau in den reizenden Fröhbach. Der Maschinenführer wurde getötet und zahlreiche Personen teils schwer, zum größeren Teil aber leicht verletzt, da die Wagen infolge Zerreißen der Kupplung sich auseinander türmten und an dem Damm hängen blieben.

Lynchjustiz. Schrecklich zugerichtet wurde der 28 Jahre alte Kaver Hiller aus Gallingen (Elsaß) ins Bezirksgefängnis eingeliefert. Das „Mühlauer Tagblatt“ berichtet, daß der durch mehrere Stichwunden und mit einer Mistgabel am Kopfe Verletzte auf einem Leierwagen mit Stroh lag, da er unfähig war, zu gehen. Den Wagen begleiteten zwei Gendarmen. Bei der Ankunft im Gefängnis mußten den Verletzten Gefangene vom Wagen in das Lazarett tragen. Sitter war erst jüngst aus dem Gefängnis entlassen worden. Darauf hat er am Sonnabend einem jungen Mann ein Auge ausgestochen und einem anderen schwere Stichwunden beigebracht, so daß an dessen Aufkommen zweifelhaft wird. Dazu hat er noch andere Personen und Kinder, die mit seiner Familie verfeindet sind, in Gallingen bedroht, bis den dortigen Leuten die Halle überließ und sie den rabiaten Menschen selbst zusammenschlugen.

Karl Blind gestorben. Am Sonnabend früh ist ein Revolutionär von 1848, Karl Blind, im Alter von 80 Jahren gestorben. Der Berstorbene war vor fünfzig und vierzig Jahren ein bekannter Politiker, seit Jahrzehnten aber nur noch ein schreibseliger Journalist. Er zehrte von seinem 1848er Ruhme, an den der Umstand erinnerte, daß er bis zu seinem Lebensende in London, seinem früheren Exil, blieb, wo er auch seine Tage beschloß. Schon vor der Revolution als politischer Verdächtiger wegen Beleidigung König Ludwigs I. von Bayern in Unterjuchungshaft genommen, beteiligte er sich 1848 und 1849 nicht bloß in Wort und Schrift, sondern auch als Freischärler in Baden mit der Waffe an der Revolution. Gefangen genommen, büßte er nicht wie viele Schicksalsgenossen, seine Teilnahme an dem Aufstand mit dem Tode, er wurde zu langer Gefängnisstrafe verurteilt, die ihm aber durch glückliche Umstände erspart blieb. Er floh nach Frankreich, von dort ausgewiesen, nach England. Er war dort eines der Haupter der bürgerlichen Emigration, suchte Verbindung mit

den Führern der bürgerlichen Revolution Italiens, Ungarns, Russlands, Frankreichs, aber auch gleichzeitig mit Napoleon III. Mit glühendem Haß verfolgte er Marx und Engels, weil seines Freundes Karl Vogt verdächtige Machenschaften mit Napoleon III. von Marx aufgedeckt wurden. Blesbach wurde sein Name genannt, als am 7. Mai 1868 sein Stiefsohn in Baden + Baden ein Attentat gegen Bismarck versuchte. Karl Blind hatte eine ungewöhnlich und unberechtigt hohe Meinung von sich, er übte sich in den Kreisen der englischen Gesellschaft und Wissenschaft als Vertreter des deutschen Volkes und des Geisteslebens. Für ein Wiener und ein Berliner Blatt schrieb er sehr viel über England, fast jede Gelegenheit nützend, dabei von sich zu sprechen. Troßdem hat er es nicht erreicht, für einen bedeutenden Mann gehalten zu werden.

Ein Muster von Stadtverwaltung führt in dem unaccomontanen Machen das Regiment. Vor zwei Jahren machte diese Musterverwaltung von sich reden, als sie arbeitelohe Weber, die um Armenunterstützung elukamen, anwies, sich bei einer Firma um Arbeit zu melden, deren Arbeiter im Ausstand waren. Entweder hungern oder an den kämpfenden Klassen genossen zum Vertreter werden — das war die Wahl, vor die Nachens Stadtverwaltung arbeitelohe Bürger stellte. Und jetzt leistet sich das löbliche Stadregiment einen ähnlichen Streich. Die Nachener Bauarbeiter sind im Lohnkampf begriffen. Einige Ausständige fragten beim Stadtkapitän um Arbeit nach. Als auf die Frage, ob sie streikende Bauarbeiter seien, eine bejahende Antwort erfolgte, sagte der diensthabende Ingenieur: „Dann können wir sie nicht einstellen, wir dürfen das nicht.“ Einer der Arbeiter, der vermutete, daß die Stadtverwaltung die vom Arbeitgeberverhande verlangte schwarze Liste angenommen habe, meinte: „Ich stehe doch nicht in der schwarzen Liste.“ Darauf holte der Beamte ein Altkostenbuch hervor, schlug es auf und erklärte: „Jawohl, Sie stehen drin, wir dürfen Sie daher auch nicht aufnehmen.“ Darauf versuchte der Bezirksbeamte des christlichen Bauhandwerkerverbandes beim Oberbürgermeister vorstellig zu werden. Nach längerem Hin und Her erhielt er schließlich von dem zuständigen Beigeordneten den Bescheid, daß die Verwaltung in der Sache nichts tun könne; die Annahme der schwarzen Liste sei im Einverständnis mit den maßgebenden Personen erfolgt; daran sei nichts zu ändern und die Stadtverwaltung sehe sich außerstande, Streikende einzustellen! — Das städtische Beamtentum in Nachen, das aus den Mitteln der Gesamtheit unterhalten wird, stellt sich also hier offen auf die Seite des Unternehmers und gibt sich her als Vollstrecker der kapitalistischen Geme, die mit schwarzen Listen die Arbeiter ächtet. Dabei muß man wissen, daß der Bauarbeiterausstand in Nachen ausgebrochen ist, nachdem die Unternehmer die Aussperrung angekündigt hatten, weil die Arbeiter nicht einen einseitig aufgestellten Tarif annehmen wollten. Dafür ist Nachen eine überaus fromme Stadt, der Oberbürgermeister ist gut katholisch und das Zentrum hat die Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung.

Folgendes nicht ganz unpolitische Geschichtchen erzählt ein Leser der „Frankf. Ztg.“: Dieser Tage examinierte ich nachmittags mein Töchterchen, wie es ihm am Morgen in der Schule ergangen sei. „Gut“, sagte es, „ich habe in Detat nur einen Fehler gehabt!“ Ich erwiderte: „Du sollst aber gar keinen haben!“ „Jawohl“, aber der Lehrer hat gesagt: Der Fehler hat nichts zu bedeuten, weil ihm ein Mißverständnis zu grunde liegt.“ Nun wurde ich neugierig: „Was hast Du denn geschrieben?“ „Reisend mit viel schönen Reden!“

Aus Schülervorfällen. Der Kuckuck legt Eier und glaubt damit seinen elterlichen Pflichten Genüge geleistet zu haben. — Wenn man die Kröte anrührt, speit sie Gift und Galle. — Der Hering pflanzt sich wegen seiner Beliebtheit mit unheimlicher Geschwindigkeit fort.

Bürgertafel.

Zu Lübeckischen Staatsbürgern sind vom Stadt- und Landamt angenommen:

Arbeiter Beck in Schlutup. Schuhmacher Bevier. Schmiedegeselle Blohm. Arbeiter Bordier. Arbeiter Braich. Bierfahrer Bruhn in Moising. Bau-Assistent der Lübeck-Büchener Eisenbahn-Gesellschaft Clorius. Zimmergeselle Daebel. Arbeiter H. W. F. Diert. Arbeiter J. Chr. G. Diert. Fischer Dose in Travemünde. Vergoldergehilfe J. A. M. C. Dreyer. Vergoldergehilfe P. G. H. Drenet. Schneidergeselle Dunter. Clementarlehrer Gchorst. Malergehilfe Flottow. Arbeiter Friedrichs. Kaufmann Käbler. Erster Sekretär der Handelskammer Kalkbrenner. Clementarlehrer Kleißömer. Arbeiter Paschen. Arbeiter Petersen. Zimmergeselle Petersen. Arbeiter Poel. Straßenreinerer Pimp. Kaufmann Ramm. Postsekretär Rodenberg. Zollsekretär bei dem Hauptzollamt in Lübeck Rubach. Kaufmann Sack. Bureauehilfe Schläger. Arbeiter Schütt. Hüfner Siemens in Muffe. Zimmergeselle Weitendorf. Arbeiter Wendel. Stellmacher Wille in Crummesse (Hof). Klempnergeselle Wunderlich.

Dieselben haben am 29. Mai 1907 vor dem Senat den Bürgereid geleistet.

Literarisches.

„Von der neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist soeben das 35. Heft des 25. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Die Wörung in der Fabian Society. Von M. Beer. — Freie Konkurrenz und industrielle Organisation. Von Vius Zulmann. — Die industrielle Entwicklung und die Konzentration des Besitzes in den Vereinigten Staaten. Von Jakob Winnen (Chicago). — Zur Maifeier-Frage. Von Emil Fischer (Hamburg). — Literarische Rundschau: G. Maier, Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Aus Natur und Geisteswelt. Von r. h. Julius Deutsch, Die Kinderarbeit und ihre Bekämpfung. Von ad. hr. Ricardo Fuch, Die Geschichten von Garibaldi. Von Carl Korn. — Dauenargues, Gedanken und Grundsätze. Von Hermann Wendel. — Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten u. Kolporteur zu Preise von Mk. 3,25 pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Von der Neuen Gesellschaft. (Herausgeber: Dr. Heinrich Braun und Lily Braun, Verlag: W. 15, Pfalzburgerstr. 12, Preis für das Einzelheft 10 Pf., Probehefte kostenfrei, ist soeben das 10. Heft erschienen, das folgenden Inhalt hat: Eine ungehaltene Rede. — H. Weis: Warum noch warten? — Carl Severing: Der Metallarbeiterkongreß in München. — G. L. Josen: Edmund Fischer: Die sexuelle Frage. — Franziska Mann: Arme Leute.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: L. H. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.